

# Deutsche Rundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel*

## AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Heimat und Tradition / Ernst  
Schürch: Die politische Architektur des Schwei-  
zerhauses / Karl Rosner: Dämonie als Macht  
Rudolf Stadelmann: Das Jahr 1848 und die  
deutsche Geschichte / Hugo Hartung: Der  
„Außerordentliche“ / Herbert Stegemann:  
Weltsinn / Carmen Kahn-Wallerstein:  
Brief aus der Schweiz / Lore Mallachow:  
Der Tod der Dichterin / Gerhard Prager:  
Abend in Paris / Alfred Pabst: Den Dichtern

71. JAHRGANG

*Heft 5*

MAI 1948



# Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

71. Jahrgang, Heft 5

Mai 1948

## Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: Heimat und Tradition .....	87
ALFRED PABST: Den Dichtern .....	89
ERNST SCHURCH: Die politische Architektur des Schweizerhauses .....	90
RUDOLF STADELMANN: Das Jahr 1848 und die deutsche Geschichte .....	99
KARL ROSNER: Dämonie als Macht .....	111
CARMEN KAHN-WALLERSTEIN: Brief aus der Schweiz .....	117
HUGO HARTUNG: Der „Außerordentliche“ .....	124
HERBERT STEGEMANN: Weltsinn .....	130
LEBENDIGE VERGANGENHEIT: Aus der Mönchsregel Benedikts von Nursia .....	131
GERHARD PRAGER: Abend in Paris .....	132

### Rundschau

Politik von Vorvorgestern S. 133 — Vom Übermut der Ämter S. 134 — Ein notwendiges Wort S. 136 — Kategorien und Kalorien S. 137 — Die Priester des Rechts S. 138 — Dr. Eugen Rentsch + S. 139 — Branitzer Platz 3 S. 140

### Auslandsstimmen

Keine Menschlichkeit für Deutsche S. 141 — Die amerikanische Außenpolitik S. 143 — Die Herausforderung von Prag S. 143 — Der Ostblock S. 144 — Krieg erzeugt Krieg S. 145 — Die Front gegen den Kommunismus S. 145 — Die Stimme der Schweiz S. 146 — 15 Millionen politische Gefangene S. 147

LORE MALLACHOW: Der Tod der Dichterin ..... 148 |

Film-Rundschau .....

 160 |

### Literarische Rundschau

Probleme der Zeit S. 162 — Methode der Geschichtsschreibung S. 163 — Geistige Grundlagen der abendländischen Kultur S. 164 — Philosophie der Freiheit S. 164 — Ärgernis und Zuversicht S. 166 — Lebendige Antike S. 167 — Geist des Heiligen Thomas von Aquino S. 168 — Literargeschichtliche Texte und Untersuchungen S. 169 — Romane und Novellen S. 170 — Die hungrigen Augen S. 170 — Der schwarze Engel S. 171 — Helden ohne Waffen S. 171 — Vom Sinn der Arbeit S. 171 — Wahrheits-sucher S. 171 — Erziehung zur Ehrfurcht S. 171 — Um Deutschlands Zukunft S. 172

## Heimat und Tradition

Was ist Humanität? Sie ist Verständnis für die Größe und das Elend des Menschen. Sie weiß um die Würde des Menschen, um den einzigartigen Wert der menschlichen Persönlichkeit, in der das geschichtliche Sein den Saum des Ewigen berührt. *Max Huber*

Es erscheint uns von symbolhafter Bedeutung, daß in dem bekannten Buche „Große Schweizer“ (Zürich, Atlantis-Verlag) durch die Einleitung, die Professor Max Huber schrieb, sein Name sich verband mit den großen Gestalten seines Volkes.

Professor Max Huber, der Völkerrechts- und Staatsrechtslehrer an der Universität Zürich, ist durch seine wissenschaftliche Lebensleistung und mehr noch durch sein langjähriges Wirken als Präsident des Internationalen Roten Kreuzes in der ganzen Welt bekannt, die dieser einzigartigen Persönlichkeit vollen Dank und Anerkennung zollt.

Die Ernte eines reichen und gesegneten Lebens wird jetzt zusammengefaßt in drei Bänden seiner „Vermischten Schriften“, von denen Band 1 „Heimat und Tradition“ (Zürich, Atlantis-Verlag) jetzt erschienen ist. Ihm werden in Kürze zwei weitere Bände folgen mit seinen Aufsätzen über „Glaube und Kirche“ und „Gesellschaft und Humanität“.

Der erste Band, gewidmet seinen Kindern und Enkeln, enthält fünfzehn Aufsätze aus den Jahren 1915—1941, also aus einer kritischen Zeitspanne, die im ersten Weltkrieg begann und im zweiten endet.

Alle diese Aufsätze, die die verschiedensten Themen behandeln, bilden eine Einheit dank der ausgeprägten Persönlichkeit des Verfassers. Sie zeigen alle einen in strenger wissenschaftlicher Arbeit disziplinierten kristallklaren Geist, eine adelige Gesinnung, ein hohes Verantwortungsbewußtsein, wahre Humanität, Verpflichtung gegen Gott und den Nächsten und einen untadeligen Charakter. Sie sind geschrieben in einer klaren, zuchtvollen Sprache. Sie offenbaren eine große Aufgeschlossenheit für neue Ideen, wie die Unbedingtheit eines festen Standpunktes, von dem aus auf Grund einer echt historischen Denkweise sich auch die aktuellen Probleme eindeutig einordnen lassen.

Auch wenn Max Huber nur zu seinen Landsleuten, wie eine getreuer Eckard seines Volkes, der ihnen über sein Wesen Gültiges sagt, zu sprechen scheint, wie in den Aufsätzen „Der Albis“, in dem in Schweizerdeutsch 1939 gehaltenen Vortrag über „Rudolf von Tavel“ und über „Zürichs Tradition“, so gehen sie doch uns alle an und sprechen zu jedem Einzelnen persönlich. Vor allem wir Deutschen können unendlich viel lernen aus seinen Aufsätzen „Vom Wesen und Sinn des schweizerischen Staates“, „Der schweizerische Staatsgedanke“, „Das Wesen der Tradition, ihre Voraussetzungen und Wirkungen in der Geschichte“, „Nationale Erneuerung aus der Geschichte“, „Die Schweiz in der Völkergemeinschaft“ und „Freiheit, Demokratie, Neutralität“.



Mit unbestechlichem Blick für die Wahrheit und die Wirklichkeit dringt er tief in letzte Zusammenhänge ein und zeigt die Abhängigkeit des Einzelnen wie des Staates, wenn beide recht sein sollen, von Gott mit hohem Ethos.

Man kann nicht klarer als mit seinen eigenen Worten den tiefen Inhalt seiner Arbeit wiedergeben.

„Das oberste Gebot alles Handelns und Denkens ist Klarheit und Wahrheit. Hohe Worte, denen keine deutliche Vorstellung zugrunde liegt, sind Mittel der Selbsttäuschung und zur Täuschung anderer.“

„Wie für den Menschen, so gilt auch für den Staat das Gebot der Treue gegen sich selbst. Wir können nicht mehr tun, als was uns gegeben ist. In den Grenzen unseres äußern und innern Seins das Höchste zu wollen und das Mögliche zu leisten, niemand zu lieb, niemand zu leid, das zu tun, was unserm innersten, ewigen Wesen entspricht, das ist der Zweck des Lebens. Nicht mehr, nicht weniger soll der Staat ....“

„Der Bundesvertrag von August 1291 beginnt mit den Worten: In Nomine Domini Amen ... Die entscheidende Frage ist die: haben diese Eingangsworte der Verfassung für das heutige schweizer Volk noch einen Sinn? Sprechen sie noch mit ihrem vollen Ernst zu einem großen Teil des Volkes? Diese Frage wird kein Mensch mit Sicherheit beantworten können. Aber eines wagen wir zu sagen: Wenn die Eingangsworte der Verfassung für uns keinen Sinn mehr hätten, dann wäre uns wohl auch der Sinn dessen, was das Wesen unseres schweizerischen Staates ausmacht, nicht mehr bewußt. Und wenn dem Wesen der Sinn fehlt, dann ist auch das Wesen des Staates an der Wurzel gebrochen. Wo aber das Wesen nicht mehr rein und kraftvoll vorhanden ist, ist auch das Sein des Staates in Frage gestellt.“

„Freiheit ist ein sittliches Gut. Sie kann nur erhalten werden, wo die Voraussetzung aller Sittlichkeit, nämlich das Bewußtsein der Verantwortung vorhanden ist. Verantwortung bedeutet Selbstbeschränkung im Blick auf die Gemeinschaft und sie bedeutet tätiges Wirken an der Gemeinschaft. Wahre Demokratie kann nur bestehen, wenn die Einzelnen sich dem Ganzen einfügen, aber auch der Staat die Einzelnen und deren natürliche und geschichtliche Gemeinschaften in ihrem Eigenleben respektiert.“

„Das Große in der Geschichte, die Tat der Vorfahren verpflichtet die Nachfahren. Das gibt der vaterländischen Geschichte ihren tiefsten Sinn.“

„Sodann die für die Bürger eines kleinen Landes, dem Macht und der Glanz äußerer Größe abgehen müssen, stärkende Verheißung, daß der Sinn alles Lebens, auch alles politischen Wirkens, allein in der Treue und Ganzheit liegt, mit der ein Mensch und ein Volk ihre Aufgabe erfüllen an dem Platz, wo sie von Gott hingestellt sind.“

„Wenn wir es mit unserer Bewährung ernst nehmen, wird nicht nur manches Wort nationalen Ruhmes, sondern auch viel überflüssige Kritik an andern verstummen, nicht aus Mangel an Begeisterung oder aus Ängstlichkeit, sondern aus der Erkenntnis, daß das Gebot der Stunde ist, daß jeder selber, selbstverständlich und still, seine Pflicht an seiner Stelle tue.“



„Die wahre Erneuerung des Volkes geht über die Erneuerung des Menschen im Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes.“

„Das Besondere einer Gemeinschaft, die Tradition besitzen kann, liegt nicht in ihren äußeren Daseinsbedingungen, in ihren Schicksalen, sondern nur in ihrem Geistigen, in dem, was sich als ihre Eigenart im Laufe der Geschichte herausstellt.“

„Der Wert des Lebens hängt nicht ab von der Größe seines Erfolges noch von dem Rang seiner Aufgabe in der sozialen Hierarchie. Er hängt davon ab, ob der Mensch in Treue gegen sich selbst an seinem Platze seine Aufgabe ganz erfüllt.“

In seiner Einleitung zu dem Buche „Große Schweizer“ bestimmt Max Huber den Begriff der Größe. Es heißt da: „Größe ist etwas Seltenes, nicht nur weil sie das Überdurchschnittliche stark überragen muß, sondern, weil in ihr zu einer Hochleistung des Geistes eine ethische Haltung hinzukommen muß und eine starke Auswirkung — und sei diese nur postum oder vorbildhaft — nicht fehlen kann. Zur Größe gehört, daß die Leistung der großen Persönlichkeit anderen Menschen dauernd etwas zu geben hat, deren Lebensgrundlagen verbessert, deren geistige, sittliche Güter mehrt. Die Wirkung muß — mindestens mittelbar — über einen engen örtlichen oder beruflichen Kreis hinausreichen und dem Volk als Ganzem zugute kommen.“

Wir glauben, die Lebensleistung Max Hubers nicht treffender als mit diesen Worten kennzeichnen zu können.

## Den Dichtern

Nein — nicht dies mehr: Sitzen, Sinnen, Dichten ...  
 auserwählte Verse schön und streng  
 aneinanderreihen, sieben, sichten ...  
 nur zum Schmucke ... Nein, der Kreis ist eng.

Viel zu eng! Umfasse er auch Welten.  
 Sondern du sollst sagen, was geschah.  
 Nicht das Wort allein wird künftig gelten.  
 Vielmehr: auszusagen bist du da!

Niemand zu Gehör und zu Gefallen  
 sei ein Wort gesagt, ein Werk getan.  
 Denn nur darum waren wir Vasallen,

in der Lüge mörderischen Krallen,  
 weil wir unser Deutschstes nicht mehr sah'n:  
 daß wir UNS nicht leben, sondern ALLEN!

Alfred Pabst



## Die politische Architektur des Schweizerhauses

Wenn eine deutsche Zeitschrift, deren Verdienste um das Geistesleben der Schweiz unvergessen sind, uns um einen Beitrag über die Eidgenossenschaft ersucht, so ist das eine Ehre, die man nicht ausschlägt, wiewohl einiges dagegen spricht, Menschen in schwerer Seenot von etwas zu erzählen, das ihnen als eine von der Sehnsucht erdichtete Insel der Glückseligkeit vorkommen und in seiner fast bis zur Unbegreiflichkeit gesteigerten Sonderart vielleicht quälend statt tröstlich erscheinen könnte. Auch scheut man sich, wider Willen in eine lehrhafte Pose zu geraten oder gar, was uns besonders übel anstehen müßte, den Schein zu erwecken, als ob die Schweizer ihr günstiges Schicksal ausschließlich selbst verdient und selbst gezimmet hätten. Ein solcher Schein wäre in jedem Sinne falsch; unser Volk ist vielmehr durchdrungen davon, daß eine höhere Fügung uns dahin geführt hat, wo wir heute stehen. Wie oft hat man in den Jahren der Weltwende das Wort wiederholt: „*Dei providentia et confusione hominum Helvetia regitur!*“ Dennoch führen unausgesetzte Versuche, die geschichtliche Wurzel unseres Sonderdaseins zu erkennen und Vergleiche mit anderen Staatsformen mehr und mehr zu Schlüssen, die man vielleicht einmal auch im Ausland prüfen mag, wiewohl sie abseits der in großen Nationalstaaten herkömmlichen Deutung der Vergangenheit liegen.

Ein bewährter Gast und Freund der Schweiz, Walter Lohmeyer, hat in der letzten Oktoberausgabe dieser Zeitschrift über das „Werden der ältesten Demokratie“ in einer Weise geschrieben, die uns die Aufgabe insofern erleichtert, als er auf die Keimzellen der Eidgenossenschaft hinweist: die *Gemeinden*. Ehe der Bund geschlossen war, an den die Höhenfeuer des 1. August erinnern, mußten sich die Talschaften bündnisfähig machen; vor dem Bundesbrief mußten die Freiheitsbriefe da sein. In dieser unmittelbaren Vorgeschichte des Schweizerbundes aber liegt Entscheidendes und Endgültiges. Gegen die größten Mächte der damaligen Gegenwart haben die Talschaften am Vierländersee sich durchgesetzt. Die Klöster waren Stützpunkte der Macht Habsburgs, das als Schirmvogt geistlicher Stifte im Bunde mit der Kirche stand. Durch letztwillige Vergabungen riß die „tote Hand“ hier wie überall immer weiteren Grundbesitz an sich und engte damit die wirtschaftliche Grundlage eines wachsenden Bauernvolkes ein. Daher die vielen Fehden gegen Einsiedeln, gegen Engelberg. Die große Sammlung unserer Staatsurkunden, die „Eidgenössischen Abschiede“, beginnen mit einem Kirchenfluch gegen die Menschen, die später den ewigen Bund schließen sollten. Zur habsburgischen Wirtschaftssperre, die alle Märkte verriegelte, kam die Sperre der Sakramente durch das Interdikt. Da alle heiligen Handlungen auf dem Boden von Schwyz abgesagt waren (so will es eine immer noch lebende Überlieferung) ging man bauernschlau unter den Boden, wenn man heiraten wollte, und das Kellergerosch der Kapelle an der Reichsstraße zu Schwyz erinnert immer noch daran. Durch alle Nöte des Leibes und der Seele wurde das Völklein geprüft. Mit



tapferen Männern war es nicht getan. Es brauchte sicherlich ebenso herzensstarke Frauen.

Solche Erfahrungen erzeugten ein Gemeinschaftsbewußtsein, das die alte Markgenossenschaft zur Schicksalsgenossenschaft vertiefte. So entstanden Gemeinden, die, als die Obrigkeit versagte, als die allererste Pflicht jeder Regierung: den L a n d f r i e d e n zu schützen, unerfüllt blieb, die Kraft hatten, nach den Hoheitsrechten zu greifen und auf kommunalem Boden eine Ordnung aufzustellen, die das Römische Reich Deutscher Nation auf Reichsboden zu errichten unfähig war. „Recht und Gericht erhalten Land und Leute.“ Mit Recht und Gericht schützten sich die Gemeinden vor inneren Feinden, mit den Waffen gegen äußere: das ist ja auch der Inhalt des Bundes vom 1. August.

Eine ähnliche Entwicklung nahmen überall die Stadtgemeinden; auch sie konnten ohne Gerichts- und Wehrhoheit ihr Leben gegenüber einem meisterlosen Landadel nicht fristen, ihren Markt nicht erhalten, wenn die Kaufleute nicht auf ihren Handelswegen bewaffnet begleitet wurden. Wie in der Markgenossenschaft in den Bergen das Gemeinwerk im Kampf gegen die Naturgewalten, so stählte in den Städten die tägliche Gefahr vor den Toren das Band, das alle zusammenschloß.

So war es wohl überall im Reich. Auch daß Gemeinden sich zu Bündnen zusammenschlossen, ist nichts besonders Schweizerisches. Nur hat der Schweizerbund das Landesfürstentum besiegt gerade in der Zeit, als der weit reichere und mächtigere Schwäbische Städtebund bei Döffingen geschlagen wurde. Von da gabelt sich die Entwicklung: bei uns eine auf die Gemeinden gestützte bundesmäßige Ordnung — draußen der Obrigkeitsstaat. Und doch hatten es die Eidgenossen mit dem kräftigsten Dynasten zu tun, dem zwischen Vogesen und Karpathen nichts widerstand; nur gerade sein erstes Erb und Eigen, die Herrschaft Habsburg in der Schweiz, mußte er fahrenlassen. Das kommt in der Hauptsache davon her, daß in der Schweiz Stadt- und Landesgemeinden als Gleichberechtigte sich verbündeten, was vermutlich den stolzen Reichsstädten nicht möglich gewesen wäre. Es ist nicht zu vergessen, daß es hier noch gleichsam von der Geschichte vergessene Gemeinfreie in großer Zahl gab, während anderweitig Fürstentümer aus Schirmherrschaften (Protektoraten) aufgebaut wurden, die sich schließlich unterschiedslos alles innert ihrer Grenzen u n t e r t a n machten. Darum auch tönt das bloße Wort „Bauer“ in schweizerischen Ohren etwas anders als sonst weitherum in der Welt: wir hören leicht etwas wie „frei“ mitklingen oder, wie es unsere Romanen sagen und singen: „al pur suverang“. Der Bauerntöpel als komische Theatergestalt wurde nicht in der Schweiz erfunden, und wenn die Franzosen gar aus dem Namen des Dörfners „villanus“ ihr „vilain“ abgeleitet haben, so zeugt das laut für die Entwertung eines Standes, der in der Schweiz die Ehre nicht verlieren sollte. Er hat ja auch die Wehr behalten, und als 1798 die Franzosen die Schweiz nach ihrem Bild zu einem Einheits- und Obrigkeitsstaat umwandeln wollten, da haben Berner Oberländer gemeldet, sie seien gewohnt, mit dem Seitengewehr zu Gericht zu gehen, und wünschten dabei zu bleiben.

Der Schweizerbund bestand also bis 1798 aus Gemeinden, die sich ins Staatliche hinauf entwickelt hatten und, auch wenn sie selber Länder und



Untertanen erworben hatten, den Gemeindecharakter in der Regierungsform nicht verleugneten. Sie unterließen es aber auch, einen Beamtenapparat aufzuziehen. Selbst in den Landvogteien, die mit bewaffneter Hand erobert worden waren, ließ man Städte, Dorf- und Talschaften bei ihren Statutarrechten, bei ihrer Selbstverwaltung, ihren Gerichten, Steuerrechten, ihrer Selbstverantwortung. Die Gemeinde wurde also nicht zum bloßen lokalen Vollzugsorgan der Zentralgewalt erniedrigt.

Das hatte nun zur Folge, daß sich die Tessiner im Vergleich zur lombardischen, die Waadtländer im Vergleich zur französischen und savoyischen Nachbarschaft frei fühlten und sich, als die Eidgenossenschaft unter dem revolutionären und napoleonischen Frankreich zerschlagen wurde, nicht der zisalpinischen Republik oder einer „*République du Léman*“ einfügen wollten, sondern laut und energisch ihren Anschluß an die umgestaltete Schweiz verlangten. Als man den Tessinern vorhielt, in der Lombardei kämen sie zu einem reichen Kornland, die Schweiz biete ihnen nur Steine, da antworteten sie: „*Ci aggrapperemo ai sassi*“ (wir werden uns an den Steinen festklammern). So wurde die Schweiz zur dreisprachigen Nation, genau wie sie zu einem Staatenbund geworden war: dank der Gemeindeautonomie.

Die Gemeinde ist das erste und unterste Fundament auch des heutigen Bundesstaates. Nicht nur der Bund, auch die Kantone als Bundesglieder sind durch die Selbstbestimmungs- und -verwaltungsrechte ihrer Gemeinden föderalisiert. Wie der Bürger, so hat auch die Gemeinde das Recht des Widerstandes gegen die Obrigkeit; denn Ermessensfragen, die anderswo durch übergeordnete Verwaltungsorgane entschieden werden, liegen hier in der Hand des unparteiischen Richters. Das ist die Grundregel, an der sorgsam festzuhalten wir bei zunehmendem Etatismus allen Grund haben.

Wir stehen in einem Jahr, das zur Vertiefung in die Vergangenheit ruft. Vor hundert Jahren wurde der schweizerische Bundesstaat errichtet, der uns solange das Glück des Friedens und den Segen der Freiheit gewähren sollte. Die neue Verfassung ging aus einem Bürgerkrieg hervor, ist aber gleichzeitig eine Frucht der Mäßigung der radikalen Sieger, und heute wüßten wir niemand im Lande, dem das Werk der Väter nicht teuer wäre. Auch die Nachkommen der damals Besiegten verlangen, daß ihr Beitrag zum Neubau nicht vergessen werde. Sie machen etwa geltend, daß die Idee einer Anleihe bei der Verfassung der Vereinigten Staaten von einem der ihren, dem Philosophen Troxler, zuerst aufgegriffen worden sei. In der Tat hat die Schweiz damals das übernommen, was man drüben den „großen Kompromiß“ nennt, nämlich das Zweikammersystem, worin dem Element der Verschiedenheit, den Einzelstaaten, neben dem Einheitselement des Gesamtvolkes eine gleichberechtigte Vertretung eingeräumt wird, und, was besonders wichtig ist und etwa vom Bundesstaat des deutschen Kaiserreiches absticht, alle Bundesglieder ohne Rücksicht auf ihre Größe und Volkszahl völlig gleichgestellt werden, mit je zwei Vertretern. Zudem wird diese Gleichstellung von groß und klein noch dadurch gesichert, daß Änderungen am Grundgesetz immer vor den Souverän gebracht werden müssen, und souverän sind „Volk und Stände“. Nichts darf geändert werden ohne die Zustimmung der Mehrheit der stimmenden Bürger und der



Mehrheit der Kantone. Das war alles andere als selbstverständlich. Uri stand auf der unterlegenen, Bern auf der siegenden Seite — und nun führte man eine Ordnung ein, nach der ein Urner fünfundzwanzigmal soviel Gewicht in die eidgenössische Waagschale legen durfte wie ein Berner.

Dennoch war dieser Kompromiß nötig, wollte man die aus den Gemeinden erwachsene bundesmäßige Struktur nicht entwerten. Man hatte wohl schon damals das Gefühl, daß die Schweiz in der Welt das Lebensrecht der Kleinen zu vertreten hat und es darum auch im Innern achten muß. War es auch unumgänglich, das Fundament zu verdoppeln, indem man das Staatsgebäude nun auch auf das *Gesamtvolk* abstellte, so verbot doch eine halbhundert-jährige Erfahrung einen glatten Bruch mit der rein föderativen Vergangenheit. Es ist nicht zu vergessen, daß die Schweiz durch die Aufnahme alter Untertanengebiete als vollberechtigte Bundesglieder in aller Form ein mehrsprachiges Staatswesen geworden war und daß der kantonale Rahmen einen Schutz der sprachlichen Minderheiten gewährte.

Einige der klügsten Köpfe jener an politischen Talenten reichen Zeit hegten schwere Bedenken gegen eine solche Bauweise. Die einen erschaken ob der Bestimmung, wonach die Verfassung jederzeit abgeändert werden konnte. Das sei „die Revolution in Permanenz“, namentlich weil man gleichzeitig dem Volk das Recht der Verfassungsinitiative zuerkannt hatte. Alle Erfahrungen mit einer solchen direkten Volksherrschaft seit dem alten Athen zeigten, daß damit der Demagogie freies Feld eingeräumt werde. Nie werde ein solcher Staat die nötige Autorität, nie die Regierung die Ruhe zum sachlichen Arbeiten gewinnen. Andere fürchteten, das gleichberechtigte Nebeneinander von Volk und Ständen, Nationalrat und Ständerat werde fruchtbare Arbeit unendlich erschweren. Auf einen Heizer gäbe es fünfundzwanzig Bremser. Wie wolle man in einer so bewegten Zeit plötzlich dringenden Bedürfnissen gerecht werden?

Hundert Jahre Staatspraxis haben die Antwort nach beiden Seiten gegeben. Statt der „Revolution in Permanenz“ haben wir die vielzitierte „stabilste Regierung der Welt“. In keinem wichtigen Falle waren National- und Ständerat unfähig sich zu einigen, und überhaupt nie (das scheint besonders merkwürdig) haben sich die beiden konstitutiven Gewalten (Volk und Stände) widersprochen; immer lag das Ja, lag das Nein beider auf der gleichen Seite. In Annahme und Verwerfung gingen also die beiden Elemente, die sich bis zum Bürgerkrieg bekämpft hatten, unverbrüchlich Hand in Hand, hundert Jahre lang, über alle äußeren und inneren Erschütterungen hinweg. So dürfen wir wohl schließen, daß die Stabilität der Spitze mit der Unerschütterlichkeit des Fundamentes zusammenhängt. Übrigens war auch die Furcht vor der Unbeweglichkeit dieser Staatsordnung übertrieben. Die Entwicklung ist immer im Fluß. Sie kennt keine Katarakte, sie schäumt und brandet nicht. Aber man ist immer noch leidlich vorangekommen, öfters erst nach wiederholten Versuchen; aber dafür gab es keine Rückfälle. Und wenn wirklich in Not und Gefahr keine Zeit bleibt, den gemächlichen Schritt der ordentlichen Gesetzgebung einzuhalten, nun, dann gibt man der Regierung, soweit möglich, zeitlich beschränkte *Vollmachten*, über deren Gebrauch sie fortlaufend Rechnung abzulegen hat. Ist die Not vorbei, so räumt man (auch zuweilen etwas gemächlich) mit den Notvorschriften auf.



Wir selber verstehen das Besondere an der schweizerischen Staatsordnung erst, wenn wir versuchen, es Ausländern zu erklären. Da ich letzten Sommer in amtlichem Auftrag Besuchern aus den verschiedensten Demokratien, hauptsächlich Angelsachsen, das Wichtigste begreiflich machen sollte, so mag hier kurz auf das Ergebnis hinzuweisen erlaubt sein.

Wie erklärt sich (das wünscht man zumeist vor allem zu wissen) die Standfestigkeit der schweizerischen Landesregierung? Meist begnügt man sich damit, daß wir das parlamentarische System nicht kennen, also nichts von den Mißtrauensbeschlüssen wissen, womit die Volksvertretung ein Kabinett stürzen kann. Unsere Regierungsleute sind mit Vertrauensvorschuß für vier Jahre fest gewählt.

Aber dasselbe gilt doch in den Vereinigten Staaten. Der Präsident ist dort die Regierung. Er kann durch den Kongreß auch nicht beseitigt werden, sooft er während seiner vier Jahre vor dem Parlament unterliegen mag. Aber wenn die Amtszeit ausläuft, dann kommt es oft zu einem gewaltigen Fall, der nicht nur die nächsten Mitarbeiter des Präsidenten, sondern die Beamtenschaft bis hinaus zu den Botschaftern mitreißt, nach dem Wort „Spoils to the victor“. Offenbar sind ganz andere Dinge auch noch in dem weithin unverständenen Spiel der schweizerischen Regierungsmechanik. Vorab müssen wir Fremden immer wieder sagen, was uns an anderweitig als wichtig betrachteten Einrichtungen fehlt:

Wir haben kein Staatsoberhaupt. Gerade dieses ist aber das Element der Stetigkeit in demokratischen Republiken und Monarchien! In der Spitze des Staates verkörpert sich die Majestät des Ganzen, und darum wird sie auch von armen Völkern vergoldet, wenigstens wie ein Blitzableiter. Über den Parteien sieht man sie und entrückt dem Kampf um die Regierungsmacht. Feierlich auf lange Zeit gewählt, mit einer Residenz und einem Hofstaat ausgezeichnet, gar mit einer „maison militaire“ aufrückend, „repräsentiert“ ein solcher Staatschef, und das Volk weidet sich an seinem Glanz. Als wir von Masaryk auf dem Hradschin empfangen wurden, staunten wir über das höfische Zeremoniell. — Aber gerade weil uns dieses dekorative, der unerschütterlichen Stetigkeit des Ganzen dienende oberste Amt fehlt, hat sich das volkstümliche Bedürfnis nach einer sturmfesten obersten Zinne auf die Landesregierung, den Bundesrat, niedergelassen, und sind unsere „Minister“-Sessel etwas thronähnlich geworden.

Wir haben keinen Ministerpräsidenten. Der Bundespräsident ist nur Vorsitzender des Bundesrates. Jeder kommt an die Reihe, aber immer nur für ein Jahr. Jeder Bundespräsident behält in der Regierung sein Departement. Da ist nichts mehr von dem persönlichen Glanz eines „schweizerischen Landammanns“, wie er unter der von Napoleon diktierten Mediationsverfassung bestanden hat, und es hat die Schweizer 1848 nicht gelüftet, dieses Amt wiedereinzuführen. Denn es war verknüpft mit Erinnerungen nicht ganz unähnlich denjenigen, in welchen die Namen Hacha und Hitler verbunden sind. Zudem waren die Schweizer in Staatsdingen von jeher eingefleischte Kollektivisten — selbst ihre Kriege haben sie früher nicht unter einem Höchstkommmandierenden, sondern unter einem Kriegsrat geführt. Reckte einer sein Haupt



zu steil über seinesgleichen empor, so konnte es vorkommen, daß es ihm zwischen die Füße gelegt wurde, wie dem Hans Waldmann. Das war in der Aristokratie nicht anders. Wie die römische Republik mit „Senatus populusque“, so zeichnete das patrizische Regiment Berns mit „Rät und Burger“. Kein Wunder, daß dann der demokratische Staat etwas sehr unpersönlich und farblos geworden ist.

Wir haben keine regierende Partei. Wir haben seit 1848 auch nie eine gehabt. Wenn auch die politische Gegnerschaft zwischen Zentralisten und Föderalisten bis zum Bürgerkrieg gediehen ist, so war doch die siegende Seite niemals bis ins späte Jahrhundert auf eidgenössischem Boden parteimäßig organisiert. Der Freisinn, der Träger der Einheit der Schweiz, ist bis zur Stunde in seinem eigenen Innern auf der Stufe des Staatenbundes stehengeblieben: seine kantonalen Gruppen sind durchaus frei geblieben, die Lösung der eidgenössischen Parteitage aufzunehmen oder zu bekämpfen. Die Regierung erhält ihr Mandat und das Vertrauen durch die Bundesversammlung, die oberste Behörde im Bunde (die vereinigt tagenden beiden Räte der gesetzgebenden Instanz). Darum haben sich die Gewählten nachher auch nicht, wie man es in westlichen Demokratien sieht, mit „Partei-rebellen“ herumzuschlagen. Auch als der Freisinn die überwältigende Mehrheit in den eidgenössischen und in den meisten kantonalen Räten hatte, ja, als die Landesregierung ausschließlich aus seinen Reihen rekrutiert war, gab es keine im Sinne anderer Demokratien regierende Partei, und darum ist es völlig falsch, heute, wo wir Angehörige von vier Parteien im Bundesrat zählen, von einer „Koalitionsregierung“ zu reden. Die Parteien haben sich keineswegs koalisiert; sie haben nur, jede für sich, ihren gerechten Anteil an der obersten Behörde verlangt. Zwei Ereignisse aus der Zeit der freisinnigen Mehrheit zeugen für den wirklichen inneren Zustand:

Als die Verstaatlichung der wichtigsten Eisenbahnen gescheitert war und darum der enttäuschte Zentralist Welti seinen Platz als Vorsteher des Eisenbahndepartementes dem Führer der föderalistischen Opposition abtrat, führte dieser, Bundesrat Zemp, die Zentralisation mit Erfolg entgegen der eigenen Parteirichtung durch. Das war Fremden vollständig unbegreiflich. In Wirklichkeit hatte sich die Opposition als regierungsfähig ausgewiesen, und als sie dann ihren Sitz im Bundesrat (im Jubel- und Versöhnungsjahr 1891, in dem die Eidgenossenschaft 600 Jahre alt geworden war) erhalten hatte, zahlte sie gewissermaßen den Preis für das Mitregieren. Wichtiger als die Parteilinie war es zu beweisen, daß in der Schweiz immer noch einer da ist, der auch wollen muß, wenn etwas zustandekommen soll.

Später vergaß sich der Präsident der Freisinnigen, Ludwig Forrer, an einem Parteitag so weit, daß er öffentlich verkündigte: „Wir haben die Macht und den Willen, sie zu gebrauchen“. Er meinte freilich nur, sie zu gebrauchen für ein großes Sozialwerk, das ihm am Herzen lag, die Kranken- und Unfallversicherung. Keine Parteimacht rettete die „Lex Forrer“; ihr Urheber hatte durch seinen Spruch wohl am meisten zum Mißerfolg beigetragen. Denn auf diesem Ohr ist der Schweizer empfindlich. Man muß ihm von Recht und Billigkeit und allem anderen reden, nur nicht von Macht.



Wir glauben nicht an die Unfehlbarkeit der Regierenden. Es ist wie in der Gemeinde, wo man die Bewerber um ein Amt persönlich kennt. Es genügt, daß sie aus dem besten Stammholz des Volkes geholt werden, und daneben (nach Jeremias Gotthelf), daß sie „ein festes Wort und saubere Finger“ haben. Halbgötter und Übermenschen könnten wir wohl gar nicht brauchen, und so hoch man einen auch wirklich schätzen mag, unersetzlich war eigentlich noch keiner. Das Volk glaubt nicht einmal an seine eigene Allweisheit. Darum ist mehr als einmal durch die Behörden „vom schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Souverän“ appelliert worden, und die wichtigsten Neuerungen fanden nicht selten ihren Weg durch eine oder zwei Niederlagen hindurch. Es kam dann wiederholt vor, daß ein vom Volk im Stich gelassener Staatsmann sein Amt zum größten Bedauern von Freunden und Gegnern niederlegte. Es gehört sich aber auch, festzustellen, daß ebensooft eine erste Niederlage in der Abstimmung zu einer besseren Lösung geführt hat, und ein Rückblick auf hundert Jahre zeigt die Volksentscheide durchaus auf der Höhe der Weisheit, die in Regierungsvorschlägen gesteckt hat. Im übrigen ist es gerade der Mangel an Vergötzung der Macht-haber, was die Regierung festigt. Man erlaubt ihr, aus eigenen Fehlern zu lernen. Es ist umgekehrt wie in Amerika, wo mir einer über einen weltbekannten Staatsmann sagte: „Er hat seine Sache recht gemacht, fort mit ihm! Give another chap a chance!“ So spricht man wohl nur aus dem Gefühl, daß der Reichtum an menschlichem „Potential“ so unbeschränkt sei wie die Kräfte der Wirtschaft. — Es ist in hundert Jahren ein einziges Mal seit der Gründer-generation vorgekommen, daß ein Bundesrat, der sich zur Wiederwahl stellte, durchgefallen ist!

Das föderative Element festigt die Regierungssitze. Es geht bei der Wahl nicht nur um den Mann, nicht nur um seine Partei, sondern auch noch um seine kantonale Herkunft. Nach der Verfassung muß die siebenköpfige Landesregierung jederzeit aus sieben verschiedenen Kantonen zusammengesucht werden. Natürlich hat diese Sonderbarkeit, für die man kaum ein Gegenstück findet, ihre Nachteile. Die Eignung ist nicht immer entsprechend unter die Kantone verteilt. Die Wahl ist zuweilen ein ganz vertracktes Zusammensetzspiel. Anläufe gegen ein Regierungsmitglied treffen immer auf dessen Kanton. Günstig wirkt sich der Wetteifer unter den Kantonen aus, und da jeder auf die Unterstützung der anderen angewiesen ist, so gibt es auch eine erfreuliche Laufbahn im gesamteidgenössischen Vertrauen. Vielleicht sage ich auch nicht zuviel, wenn ich denke, daß amerikanische Methoden der Selbstempfehlung in der Schweiz nicht verfangen.

Gewiß mag auch die außenpolitische Neutralität schon gefährliche Stöße gegen unsere Bundesregierung verhütet haben; indessen war und bleibt doch die Beziehung zur Außenwelt die empfindlichste Seite, und wir haben deshalb schon so etwas wie moralische Krisen erlebt. Das wird wohl in Zukunft nicht anders, sondern immer mehr so sein.

Ein Grund, warum Regierungswahlen verhältnismäßig wenig Aufregung verursachen und weniger angefochten werden als in manchen anderen Ländern, liegt gerade an den als „Dynamit im Herd des Schweizerhauses“ gefürchteten Rechten der direkten Demokratie. Man sagt sich im Lande herum,



oder man fühlt es unbewußt: ehe die Herren in Bern etwas wirklich Wichtiges ändern können, bekomme ich noch einen Stimmzettel! Mit der größten Bürgerlust aber hat das Volk wiederholt gerade aus dem Recht zur Verfassungsinitiative hervorgegangene „Volksbegehren“ bachab geschickt. Die Demokratie korrigiert sich selbst. Ihr Beharrungsvermögen hat den ganzen Staat und nicht nur die Regierung gefestigt.

So mag man finden, daß die hundertjährige Staatsordnung als Kleid des Corpus politicum auch der inneren, der geistigen Verfassung der Schweizer nicht schlecht angepaßt ist. Ein Exportartikel ist diese Ordnung gewiß nicht. Aber sie ist aus langer Erfahrung erwachsen, und darum ist der Schweizer weniger den hin und her wehenden großen Zeitideen und mehr dem unmittelbar empfundenen Bedürfnis zugekehrt, und wenn ein autoritärer Staatslenker, wie Salazar, gesagt hat, sein Ziel sei, das Volk „gewohnheitsmäßig leben“ zu lehren, so ist hierzulande keine Staatskunst nötig gewesen, um dies zu erreichen. Es braucht jeweilen welterschütternder Ereignisse, um uns zu zeigen, daß das uns wie tägliches Brot Gewohnte nicht selbstverständlich ist — besonders seit auch das tägliche Brot zur täglichen Lebensfrage für hundert Millionen Menschen geworden ist.

Auch das kleinstaatliche Denken, die gewollte Selbstbeschränkung innerhalb enggesteckter Grenzen, gehört natürlich zum Wohlbefinden des Volkes. Kleinheit kann zur Kleinlichkeit führen. Aber der Schweizer ist im ganzen doch auch weltgänglich geblieben; er sieht ganz natürlich leichter über seine Grenzfähle hinaus als etwa der Russe. Die Mehrsprachigkeit schlägt geistige Brücken nach allen Seiten. In der Zeit der Groß- und der Übermächte mag uns einmal auch der Holländer de Huizinga, selber ein Opfer der Gewaltpolitik, innerlich aufrichten mit den Worten:

„Unter dem verhängnisvollen Einfluß des zu allgemeiner Geltung gelangenden Quantitätswahns vergaß man leider allmählich, daß kein einziger der wirklich großen, bleibenden Werte in dieser Welt dem Machtstaat als solchem zu verdanken gewesen, und daß das Höchste und Beste, was Weisheit, Schönheit und Kultur hervorgebracht, in engsten staatlichen Grenzen entstanden ist. Überschaute man mit einem Blick, was wir von unseren paar tausend Jahren Weltgeschichte wissen, dann muß es jedem deutlich werden, daß diese unsere vielgeplagte Welt mehr von ‚Großstaaterei‘ als von ‚Kleinstaaterei‘ zu leiden gehabt hat. Wofern die Grundlagen der Kultur intakt bleiben sollten und das Recht seine Geltung wiedererlangt, könnte es leicht geschehen, daß auch ‚Großstaaterei‘ einmal zum Schimpfwort wird.“

Und Werner Näf schreibt in den „Epochen der Weltgeschichte“:

„Die Gemeinde spendet dem Volksstaatsgedanken die unschätzbare und für demokratische Gesinnung unentbehrliche Kraft, die in der Kleinheit liegt, jene gefühlte und alltägliche Gewohnheit der Teilnahme und Verantwortung des Menschen in der Gemeinschaft, jenen selbstverständlichen politischen Charakter, der zwar einer natürlichen Fähigkeit der menschlichen Anlage entspricht, aber nicht ohne Erziehung zu seiner Reife gelangt ... Die föderative Struktur ermöglicht eine Volksvertretung, die sich nicht rein nach einem Zahlenprinzip bemißt und sich nicht ausschließlich nach Parteien gliedert, die vielmehr Lokal-



kolorit in den Ratsaal trägt ... Hier ist volksmäßige Diskussion und Beschlußfreiheit. Sie verleiht dem Staat eine ungemeine Standfestigkeit und sichert der Demokratie den belebenden Kraftstrom aus Wurzeln, die in der Tiefe haften und aus der Tiefe ernähren ... Der französisch-westeuropäischen Demokratie fehlen die Pflanzstätten und Übungsschulen demokratischer Alltagsarbeit: die Gemeinden, die Bezirke und die Kantone als Selbstverwaltungskörper.“

Nun müssen wir aber gestehen, daß wir den Rahmen solcher Möglichkeiten nicht immer ausfüllen, und daß das Verständnis für die Vorzüge der freiheitlich-föderativen Demokratie von Zeit zu Zeit aufs neue geweckt werden muß. Wir brauchen zuweilen ein scharfes Aufrütteln, an dem es uns seit 1933 auch keineswegs gefehlt hat.

Endlich ist die schweizerische Demokratie einer Spannung nicht entgangen, die zum allgemeinen Zeitbild gehört: der Spannung zwischen den **Volk s- rechten** und den unerhört vermehrten **Staatsaufgaben**. Je größer das Pflichtenheft des Staates, um so mehr **Verwaltung** braucht er. Das ist in der Schweiz wohlthuend gemildert durch den Behördenapparat der Kantone, und der Gemeinden, ohne den etwa die Kriegswirtschaft nicht hätte durchgeführt werden können. Diese innere Abstufung des administrativen Gefalles verhütete eine allzu scharfe Zentralisation. Trotzdem bleibt es auch bei uns an dem schwer ausgleichbaren Widerspruch zwischen **Demokratie** und **Bürokratie**. In der Demokratie liegt der entscheidende Willè in der Basis der Pyramide. Eine Verwaltung aber muß gerade umgekehrt die höchste Autorität in die Spitze legen: hier wird nicht von unten nach oben gewählt, sondern von oben nach unten ernannt, und die Verantwortung geht von unten nach oben, von den vielen zu den wenigen.

Wo nun immer mehr Bürger in die Verwaltung gesteckt werden, da zieht nicht nur der Staat immer mehr Kräfte aus der produzierenden Volkswirtschaft ab und braucht einen immer größeren Teil des nationalen Arbeitsertrages zur Selbsterhaltung seines Beamtenheeres — er wird auch immer mehr Verwaltungsdenken in die öffentlichen Angelegenheiten hineinbringen. Wir haben gesehen, wie der totalitäre Staat das ganze Leben zur Verwaltungsangelegenheit gemacht und dem administrativen Unterordnungsprinzip eingepaßt hat. Soweit sind wir in der Schweiz noch lange nicht. Dennoch ist der Gegensatz zwischen der politischen Pyramide und der in sie eingebauten Verwaltungspyramide auch bei uns zu spüren, und wenn auch die Tonart im Verkehr zwischen Amt und Bürger nicht auf das berühmte Wort abgestimmt ist, mit dem einmal in Deutschland ein Schalterbeamter einen lange vergeblich Wartenden belehrt haben soll: „Hier wird nicht bedient, hier wird abgefertigt!“ — so fehlt es doch keineswegs an verletzender Schroffheit gegenüber dem Bürger, der mit einer Behörde zu tun hat: es wird der Befehlston sein, der in der Verwaltung herrscht und dann gelegentlich an die falsche Adresse gerät. Jedenfalls fängt man an zu merken, daß die Demokratie nicht beliebig und schließlich unendlich viel Verwaltung erträgt. Es scheint, daß diese Erkenntnis langsam nach Verwirklichung tastet. Aber gelöst haben wir die Aufgabe noch lange nicht, und es muß wohl erst Friede werden, ehe man mit einer ernsthaften Entstaatlichung beginnen kann. Am Frieden aber hängt unser ganzes Dasein als Kleinstaat und als Freistaat.

# Das Jahr 1848 und die deutsche Geschichte

## Europäische Hintergründe

Es werden in diesem Jahr nicht bloß in Deutschland und Österreich, sondern auch in Frankreich, Italien, Ungarn und der Schweiz Revolutionsfeiern abgehalten und geschichtliche Gedenktage der Vergessenheit entrissen, mit denen man das Ende der absolutistischen Ära und den Anfang eines freien Nationalstaates bezeichnen will. Sowohl in Deutschland als in den meisten anderen beteiligten Ländern Europas feiert man freilich nicht das Gedächtnis einer siegreichen, sondern das Gedächtnis einer gescheiterten Revolution, und nur in der Schweiz ist damals im Sturmjahr 1848 eine Verfassung zustande gekommen, die hundert Jahre überdauert und dem eidgenössischen Gemeinwesen weitere staatliche Erschütterungen erspart hat. In Frankreich dagegen hat die Verfassung der Februarrevolution der Form nach nur knapp vier Jahre gehalten und dem Wesen nach ist sie schon nach vier Monaten durch den Sieg des Generals Cavaignac über die Pariser Arbeitermassen in den Straßenschlachten des Juni zerbrochen worden. Sie hat einem autoritären Regime Platz gemacht, in dem Louis Napoléon schon im Sommer 1848 eine unheimlich populäre Figur wurde und sehr bald neben der ordnenden Kraft auch die gefährlich demagogischen Seiten eines cäsaristischen Führerstaates enthüllte. In Polen und Ungarn, in Sizilien und Mailand, in Rom und der Toskana ist die leidenschaftliche republikanisch-nationale Bewegung des „Völkerfrühlings“ 1848 schon in diesem und dem darauffolgenden Jahr wieder blutig niedergeschlagen worden durch zaristische Generale und habsburgische Feldherrn, durch bourbonische Soldtruppen und napoleonische Divisionen, durch übermächtige Bündnisse zwischen Österreich und Rußland, Frankreich und dem Papst, schließlich durch lähmende Zwistigkeiten unter den Aufständischen selbst. Überall und selbst in Frankreich sind die Anführer der Revolution in die Emigration getrieben worden und haben sich nach der Türkei und nach Nordamerika, nach Zürich und London flüchten müssen. Ihre Generale wurden durch den Strang hingerichtet oder zu Gemeinen und Troßknechten degradiert, ihre Verfassungs- und Wirtschaftseinrichtungen wurden in Fetzen zerrissen und in alle Winde zerstreut. Von ihren Taten und Gründungen ist nur der magische Zauber des Märtyrertums zurückgeblieben, der sich an die Namen von Kossuth und Manin, Mieroslawski und Mazzini geheftet hat. Die deutschen Vertriebenen der Märzrevolution, ob es bürgerliche Radikale wie Karl Schurz und Friedrich Hecker oder sozialistische Arbeiterführer wie Karl Marx und Stephan Born waren, sind zunächst nur eine Gruppe von verhältnismäßig unberühmten Männern in der glänzenden Gesellschaft der Geächteten aus halb Europa gewesen, die fast alle schon seit der Juli-revolution das Brot der Verbannung gegessen haben und sich nun nach kurzem Wirken auf der Bühne der Revolution aufs neue als Sprachlehrer und Turnlehrer, als Schriftsteller und Bürgerkriegsspezialisten in den angelsächsischen Ländern durchschlagen müssen. Das traurige Ende der achtundvierziger Revolution ist ebensosehr ein kontinentaleuropäisches Ereignis wie der lodernde Anfang ein gemeinsames Erlebnis der europäischen Völker gewesen war.



## Deutsche Sonderform

Deutschland nimmt in diesem unglücklichen Verlauf nicht einmal die führende Stelle ein, auch wenn es durch seine Lage und sein geschichtliches Schicksal ein verstärktes und vielfach gebrochenes Echo der europäischen Donnerschläge zurückgibt. Aber die entscheidenden weltgeschichtlichen Schlachten des Jahres 1848 sind nicht in Deutschland geschlagen worden. Die nationaldemokratische Welle der Revolution ist in Ungarn völlig gebrochen worden, und die sozial-demokratische Tendenz des Jahres 1848 hat in Paris ihre vernichtende Niederlage erlitten. Was in Deutschland zur Entscheidung stand und zum Scheitern gebracht wurde, war in erster Linie der Versuch eines Kompromisses zwischen Regierung und öffentlicher Meinung, der liberale Gedanke einer Teilung der Souveränität zwischen Krone und Volksvertretung. Dieses Prinzip des konstitutionellen Ausgleichs, der Beschränkung der absoluten Fürstengewalt durch das Hinzutreten volkstümlicher Organe war der politischen Entwicklungsstufe der deutschen Mittelstaaten angemessen. Es entsprach ihrem gesellschaftlichen Aufbau und dem weitüberwiegenden Mehrheitswillen seiner bürgerlich-bäuerlichen Bevölkerung. Daß dieses in jeder Hinsicht versöhnliche und gemäßigte Ziel auf dem Weg einer Revolution und nicht einer allmählichen Reform errungen werden mußte, hängt zusammen mit der tödlichen Stagnation des politischen Lebens in Deutschland seit den Karlsbader Beschlüssen und weiter zurück mit dem eigentümlichen Stand der deutschen Verfassungsgeschichte am Ende des 18. Jahrhunderts, die das aufgeklärte deutsche Bürgertum mit dem Regime ihrer aufgeklärten Despoten, der „Voltaireaner auf dem Thron“ von der Art eines Joseph II. oder eines Friedrich des Großen, ausgesöhnt hatte, dadurch einen Anschluß an das französische Vorbild von 1789 verhinderte und eine Verspätung in die deutsche Verfassungsentwicklung hineintrug, die sich später verhängnisvoll ausgewirkt hat. Die lange Herrschaftsgewöhnung und Untertanengesinnung der Deutschen wird einigermaßen begreiflich aus den engen Verhältnissen des Alten Reiches und des Deutschen Bundes, in denen die Obrigkeit ihren Bürgern und Bauern sehr viel näher und erdrückender, aber auch sehr viel zugänglicher und verständlicher gegenüberstand als in Frankreich und England der absolutistische Königshof.

Im Grunde wurde trotz der Klagen über Herrscherwillkür und Beamtenregiment auch am Vorabend der Märzrevolution der deutsche Fürstenstaat nicht eigentlich angefochten. Es hatte sich wohl viel sittliche Empörung und Unzufriedenheit, aber kein eigentlicher Haß gegen die Monarchie als solche angesammelt. Die Anhänglichkeit der deutschen Stämme und Landschaften an ihre „angestammten“ Dynastien, auch wenn sie sehr jungen Datums waren, hat unstreitig dämpfend und auch lähmend auf die Revolution gewirkt. Die aufständischen Bauern, die im Hohenlohschen das Schloß Niederstetten in Brand setzten und damit einen der seltenen Fälle revolutionärer Volksjustiz übten, hatten vorher begeistert erklärt, daß sie nun nicht mehr dem Fürsten von Hohenlohe, sondern dem König von Württemberg direkt unterstehen wollten. Und die Bauern in Baden, welche drohend die Herausgabe der Archive und Urkunden von ihren Grundherrschaften verlangten, riefen dabei: „Hoch der Großherzog! Großherzoglich wollen wir sein!“ Dieses erstaunliche Vertrauen in die landesherrliche Obrigkeit, diese zähe Loyalität gegenüber den Inhabern der

Throne brauchte nicht notwendig eine Fessel der geschichtlichen Entwicklung zu sein. Diese Mäßigung konnte sich für die Deutschen auch segensreich auswirken und in ganz ähnlicher Weise auf einem unblutigen Weg zu einer „glorreichen Revolution“ führen, wie einst der englische Umsturz von 1688 ohne jedes dramatische Vorkommnis zum Sieg des Parlaments über die Krongewalt geführt hatte: einfach durch eine übermächtige Meinungsbildung und eine gewaltlose Akklamation, vor der die alten Gewalten wie ein körperloses Gespenst davonsoben. Vielleicht hätten ein paar Thronverzichtse, allenfalls ein Dynastewechsel in einigen deutschen Ländern, freigewählte Parlamente im Deutschen Bund und in den verschiedenen Landeshauptstädten, bindende Vereinbarungen zwischen Kammern und Herrscher über die Abgrenzung der gegenseitigen Rechte und ein vernünftiges Eingehen des Monarchen auf die bürgerlichen Programmpunkte genügt, um in der Form eines liberalen Erbkaisertums und eines parlamentarischen Reichsministeriums auch in Deutschland eine viktorianische Entwicklung einzuleiten, welche die größten Zukunftschancen gehabt hätte. Deutschland wäre dann für seine weitere Geschichte verfassungsmäßig, politisch und ideologisch an die Seite Englands geführt worden, das durchaus die Erhaltung der monarchischen Ordnung in Deutschland begrüßte und ein Interesse an einem konsolidierten liberalen Festlandsstaat hatte. Die Märzrevolution hätte vielleicht durch die Mitwirkung an der Befreiung Ungarns und Italiens eine europäische Mission erfüllen können, und Deutschland wäre in die Gesellschaft der modernen Nationalstaaten als ein gleichberechtigter und gleichgeachteter Partner aufgenommen worden.

### Revolution des Biedermeiers

Die Geschichte der Deutschen ist nicht diesen Weg der „glorreichen Versöhnung“ von Krone und Volkssouveränität, von deutschem und angelsächsischem Liberalismus gegangen. Aber sie hat auch den Weg der Revolution nicht hart und konsequent bis zu Ende beschritten. Es ist ein alter Vorwurf gegen die Märzrevolution, daß sie aus den Bahnen der Loyalität nie herausgefunden und den Bruch mit den bisherigen gesetzlichen Gewalten weder innerlich noch äußerlich je gewagt hat. Man darf wohl fragen: Ist das überhaupt eine Revolution gewesen, bei der die Barrikadenkämpfer den Ladeninhabern, bei denen sie ihre Flinten und Säbel holen, das Versprechen geben, daß sie die Waffen nach beendetem Kampf wieder redlich zurückerstatten würden, und dieses Versprechen auch fast durchgehends gehalten haben? Ist das eine Revolution gewesen, wo die Männer der Straße, wenn sie einen Scheiterhaufen errichtet haben, um die Möbel eines Volksverrätters zu verbrennen, sogleich eine Schutzwache dazustellen, damit kein Unfug geschieht und sich der Brand nicht in den Straßen ausdehnen könne? Ist das eine Revolution, wo die rebellischen Bauern, ehe sie vor das Schloß ziehen, den Oberamtsrichter aus der nächstgelegenen Kreisstadt herbeiholen, damit eine Autoritätsperson dabei ist und alles seine rechtliche Form behält, wie es von einem Wöllwarthschen Dorf überliefert ist?

Es ist eine biedermännische Revolution gewesen, eine Revolution des „Herrn Picpmeyer“, der sich mit Schärpen und Dolchen behängt und seine Stammtischbegeisterung auf die Straße trägt, eine Revolution der rasch verfliegenden Begeisterung und einer tiefen Unkenntnis des Wesens der Macht. Der Aufstand



des kleinen Mannes, der seine gewohnte Unterwürfigkeit und Devotion nicht ablegen kann, auch wenn er sie jetzt zum Teil auf neue Männer und neue Parolen überträgt, entbehrt der leidenschaftlichen GröÙe und Unwiderstehlichkeit eines historischen Gewitters. Viele, allzu viele Formen der Revolution von 1848 sind nicht auf eigenem Grund gewachsen, und wir begreifen die herablassende Verachtung des französischen Gesandten Circourt in Berlin, der so manche Züge des deutschen Eifers als mißlungene Kopien des französischen Vorbilds belächelt. Die Revolution hat in der Tat zum großen Teil ihre Sprache und ihre Symbole, ihre Waffen und ihre Argumente ausländischen Arsenalen und Schablonen entnommen. Die „Barrikade“ und die „Kokarde“ sind dem Wort und der Sache nach französischen Ursprungs. Das Bündnis von Studenten und Arbeitern, das man in Wien und Berlin zu formieren versuchte, entspricht der Verbrüderung zwischen dem Quartier Latin und der Vorstadt St. Antoine in Paris. Die geradegeschmiedeten Sensen der Landbevölkerung sind den polnischen Aufständen nachgebildet. Für die Geschäftsordnung der Paulskirche lernt man Wesentliches aus der parlamentarischen Fibel des Thomas Jefferson. Und die Professorenpolitiker von Frankfurt haben ihre besten Ideen der englischen Verfassungsgeschichte entnommen. Jener Berliner Bürger, der seine in den Märztagen zur Welt gekommene Tochter auf den Vornamen „Barrikade“ taufen läßt, verfällt sogar noch in den Lebensstil von 1789.

### Die Stunde der Erhebung

Das alles ist, wie uns dünken will, weder elementar noch aus erster Hand, weder schöpferisch noch imponierend. Und doch ist die Krise von 1848 eine große Stunde der deutschen Geschichte und psychologisch eine echte Revolution gewesen. Wir haben genug unverfälschte Zeugnisse aus allen Schichten und Berufen der deutschen Bevölkerung, um sagen zu können: die Märzrevolution ist eine wirkliche Volkserhebung gewesen, wie sie Deutschland seit der Reformation in solcher Breite und Einhelligkeit wahrscheinlich nicht wieder erlebt hatte, nicht einmal 1809 und 1813, wo das Erlebnis des geschichtlichen Augenblicks zwar tiefer war, aber sich auch stärker, als man gemeinhin weiß, in staatlichem Rahmen vollzog und sich zunächst auf das österreichische, dann auf das preußische Staatsvolk beschränkte. Jetzt sind alle deutschen Provinzen von Konstanz bis Königsberg und von Schleswig bis Brünn von einer einheitlichen Welle ergriffen, die man sehr falsch interpretieren würde, wenn man sie bloß als nationalistisches Kriegsgeschrei deuten wollte. Vom Kammerherrn bis zum Schusterjungen, vom konservativen Beamten bis zum freisinnigen Arbeiter geht eine Ahnung und ein hohes Streben durch die Menschen, das man nur als ein Gefühl der Erneuerung und der „Wiedergeburt“ der Nation bezeichnen kann. Noch hat man von der künftigen politischen Lebensform kein deutliches Bild vor Augen und überschätzt die fast unüberwindlichen Probleme der Grenzen, der Autoritätsbildung, der historischen Bedingtheiten. Aber man ist von oben bis unten, bis hinein in die fürstlichen Familien und die Handwerkervereine, vor allem aber in den Häusern des idealistischen Bürgertums und der Lesegesellschaften, tief davon durchdrungen, daß nun alles anders werden, daß mit der Einheit auch die Freiheit einziehen müsse in Deutschland: die Freiheit des Einzelnen und sein Schutz vor willkürlicher Verhaftung, die Freiheit der Ge-

meinden und ihre Befreiung von der herrschaftlichen Obrigkeit, die Freiheit der Presse und der politischen Versammlungen, die Freiheit der Meinungsäußerung und des Wahlrechts.

Es kommt nicht so sehr auf die einzelnen Forderungen der Programmpunkte an, die durch Adressen und Aufzüge, durch Kammervoten und Flugschriften fast gleichzeitig und fast gleichlautend überall in Deutschland aufgestellt wurden, sondern es kommt auf den Geist an, in dem alles geschieht und in welchem gemeinsam gehandelt wird. Aus den Briefen eines Wilhelm von Kugelgen, der im Jahre 1848 Hofmaler und Vorleser an einem kleinen anhaltischen Fürstenhof war und vorher wie nachher zur konservativen Hofpartei gehörte, erhalten wir wohl das eindrucksvollste Bild dieser allgemeinen Revolutionsbegeisterung, die sich nicht bloß an Fahnen und Schleppsäbeln, an Reden und Manifesten berauscht, sondern wirklich eine neue Beziehung von Mensch zu Mensch schafft, über die alten Standesunterschiede hinwegspringt und in dem schwerfälligen, gehorsamen Deutschen eine noch ungewohnte staatsbürgerliche Selbstachtung und eine neuartige Achtung des Mitbürgers erzeugt. Es ist ein Stück Spitzwegscher Romantik und biedermeierlicher Possierlichkeit dabei, wenn Kugelgen schildert, wie in den Wachstuben der Bürgergarden stadtauf, stadtab der Hofbeamte neben dem Schuhmachermeister, der Advokat neben dem Krämer seinen Dienst tut. Aber es ist auch eine ernsthafte und unwälzende menschliche Erfahrung, wie man sich nun nach der Beseitigung so vieler hergebrachter Schranken und Etikettengrenzen mit neuen Augen von Mann zu Mann betrachtet, wie man schüchtern anfängt, auch nach dem politischen Gewicht zu fragen, das der Einzelne, ob hoch, ob nieder, durch seinen Ruf und seinen Charakter, durch sein demokratisches Prestige bei der Menge der Wähler besitzt. Das bedeutet freilich noch nicht, daß die Generation der Märzrevolutionäre das Grundproblem der modernen Massendemokratie, die Parteibildung und Parteiführung, wirklich erfaßt hätte. Große tragende Parteien sind in dem Kampf um die innerstaatliche Macht im Revolutionsjahr nicht entstanden; nur Vereine, Klubs, Tischrunden und Einzelpersönlichkeiten haben das politische Wollen verkörpert.

### Soziale Unterströmungen

1848 ist eine Revolution im Postkutschenstil in einem Zeitalter, in dem die Eisenbahnen schon fahren und spürsinnige Geister empfinden, daß dieser technisierte Schienentransport das erste Symbol des heraufziehenden Massenmenschen bedeutet. Aber es ist nicht die Schuld des Bürgertums allein, welches diese Probleme des Kollektivdaseins nicht erkennen will und davor die Augen verschließt, sondern es ist der Ausdruck des wirklichen soziologischen Aufbaus der deutschen Gesellschaft, was den kleinbürgerlichen Charakter der Revolution bedingt. Es gibt in Deutschland vor 1860 noch kein klassenbewußtes Industrieproletariat. Der Arbeiter ist kein selbständig handelnder Faktor der Märzrevolution gewesen, und die Erfolge der von Marx und Engels gelenkten kommunistischen Propaganda aus Brüssel, London und Köln sind erstaunlich gering geblieben. Eine soziale Frage besteht im Deutschland der vierziger Jahre in erster Linie bei den notleidenden Handwerkern, zum Teil auch im Kleinbauernum. Was diesen Handwerksgesellen und abgesunkenen Handwerksmeistern auf den Nägeln brennt, sind aber ganz andere wirtschaftspolitische Anliegen, als



sie die marxistische Lehre von der modernen Arbeiterschaft verlangt. Wenn sie in Frankfurt und Hamburg ihre Gesellentage abhalten oder in Berlin eigens einen Arbeiterkongreß einberufen, wenn sie in Solingen oder Krefeld mit den Unternehmern der großen Heimindustrie gütlich oder drohend verhandeln, dann tritt mit erschütternder Deutlichkeit zutage, daß sich diese deutschen Handarbeiter mit allen Kräften nach der Zunftordnung und dem Mittelstandsgewerbe zurücksehnen. Sie wollen nicht die Produktionsmittel sozialisieren und die Massenfabrikation beschleunigen, sondern ihre paar Webstühle wieder zum Privateigentum kleiner Meister machen und die Konsumgüter in selbständigen Werkstätten und mittleren Betrieben herstellen. Sie sträuben sich dagegen, daß in großen Fabriken nach einer spezialisierten Arbeitsteilung billige Konfektionsware erzeugt wird, und verlangen nicht danach, freie Lohnarbeiter zu werden, wie es ihnen der Marxismus als eigenen Weg zur wirtschaftlichen Macht empfiehlt. Wohin man auch blickt, und ich habe mich in einer vor dem Abschluß stehenden Revolutionsdarstellung um zahlreiche Einzelfälle bemüht, sind die sozialen Unruhen nicht eigentlich im industriellen Sektor aufgetreten und jedenfalls nicht proletarischen Charakters. Die Tischlergesellen, die in die Möbelfabrik gehen müssen, um einen Erwerb zu finden, wollen wieder selbständige Meister werden können. Die Solinger Scherenmacher wollen die geschmiedeten Qualitätsartikel ihrer berühmten Marken gegen die Schmutzkonkurrenz der Gußstahlfabriken schützen, und nur deshalb stürmen sie die Gießereien, nicht etwa, weil diese den Kapitalisten gehören. Die Krefelder Weber, die am 27. März eine revolutionäre Übereinkunft mit ihren Lohnherrschaften treffen, setzen fest, daß keiner von ihnen künftig mehr als vier Webstühle besitzen soll, daß sie sich wieder zu Innungen zusammenschließen wollen und nur die Meisterstöchter als weibliche Arbeitskräfte eingestellt werden dürften. Auf einem Heidelberger Kongreß hat eine berühmte Auseinandersetzung zwischen dem Führer der Berliner Arbeiterverbrüderung, Stephan Born, und dem geistigen Leiter des Frankfurter Handwerkertags, Karl Marlo, stattgefunden, und der Mittelstandspolitiker Marlo ist bei diesem Duell aus der Bewegung der Arbeitervereine verdrängt worden. Aber in Wahrheit sind die sozialen Forderungen auch der organisierten Gesellschaft äußerst gemäßigt, im Grunde zünftlerisch und noch ganz auf die Nöte und Freuden der wandernden Handwerksburschen abgestellt, für den in allen lokalen Arbeitervereinen Hilfskassen eingerichtet werden und für die Arbeitsnachweise und Herbergen, Bildungsmöglichkeiten und gesellige Zusammenkünfte geschaffen werden sollen. Die sozialen Unterströmungen der achtundvierziger Revolution, die durchaus vorhanden gewesen sind, haben nicht auf eine Diktatur des Proletariats und eine Vernichtung der bürgerlichen Klassen abgezielt, sondern umgekehrt zu verhindern gesucht, daß die untere Schicht der kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden in das bloße Lohnverhältnis der unselbständigen und freien Industriearbeiter absank. Ein so umfassendes Bekenntnis der breiten Massen zur bürgerlichen Daseinsform und damit auch zum bürgerlichen Staat wie 1848 ist in Deutschland weder vorher noch nachher abgelegt worden. Dieser Bereitschaft ist von seiten der staatstragenden Schichten nicht durch geeignete Maßnahmen entgegengekommen worden. Es hätte keine unlösbare Aufgabe sein dürfen, in einer Zeit, in der in England die revolutionäre Arbeiterbewegung des Chartismus durch humanitäre Reformen und Ausdehnung der politischen Rechte über-

wurden worden ist, auch in Deutschland im Zuge einer kraftvollen Mittelstandsbewegung eine Versöhnung der sozialen Fronten anzubahnen. Ansätze dazu hat es wohl gegeben, aber sie blieben innerhalb der Theorie. Daß die Zustände in Deutschland nicht hoffnungsloser, sondern im Gegenteil ungleich besser als drüben im freien Nordamerika waren, haben die Sozialisten der äußersten Linken zum Teil unter bitteren Entbehrungen lernen müssen, als sie drüben erkannten, daß die Löhne gedrückter und die Lebensbedingungen der Arbeiter trostloser waren als im alten Mitteleuropa. Es gibt einen Brief von Wilhelm Weitling, dem geistigen Haupt des deutsch-schweizerischen Kommunistenbundes, der selbst in Wien, Leipzig und Genf das Schneiderhandwerk in großen Modehäusern ausgeübt hatte und nach dem Scheitern der Berliner Revolution nach New York auswandern mußte: „Es wundert mich, daß sich nicht mehr Schneider hier das Leben nehmen, nachdem sie irgendeinen vorher totgeschlagen haben. Ich kenne doch das Leben des Arbeiters ... Aber solch ein trauriges Leben habe ich nirgends in Deutschland zu führen brauchen, als hier Tausende von Schneidern geduldig-führen müssen.“

Die Lebensbedingungen des arbeitenden Volkes in Deutschland waren trotz vieler Notstände und Auswüchse im einzelnen nicht so geartet, daß sie auf eine soziale Revolution hindrängten. Aber eine politische Revolution war als Ganzes notwendig geworden trotz erstaunlich guter Leistungen der vormärzlichen Beamtenschaft auf einzelnen Gebieten. Es wurde nun das Verhängnis der politischen Revolution, daß sie schon im April 1848 belastet wurde durch eine soziale Unterströmung, die dem Bürgertum (und das heißt der großen Mehrheit der Nation) maßlose Angst einflößte und ihr den Geschmack verdarb an ihren eigenen Errungenschaften. Damit berühren wir die historische Frage nach den Stufen der achtundvierziger Revolution. Sie beginnt in ganz Deutschland einhellig als das wundersame Erlebnis der „Wiedergeburt“ der gesamten Nation. Die Männer der bisherigen Kammeropposition treten als „März-Minister“ in die Regierungen ein. Zeitungen und Versammlungen, Vereine und Deputationen haben ein unbeschränkt freies Wort. Auf dem Lande werden die Schultheißen ausgewechselt und die Zahlung der grundherrlichen Abgaben eingestellt. Dieses letzte Symptom erregt bereits schwere Bedenken bei den neuen liberalen Instanzen. Aber man fühlt sich noch stark genug, durch Rechtsanordnungen die Eigentümer zu schützen. Lange wird dieses Gefühl nicht vorhalten, und dann ist die Stunde der Gegenrevolution gekommen.

### Wien — Frankfurt — Berlin

Deutschland hatte drei Zentren, in denen das politische Schicksal sich zusammendrängte. In Wien, in Frankfurt und in Berlin wurde die Axt an den Stamm des alten Regiments gelegt. Metternich mußte heimlich fliehen und sich unterwegs auf einem alten Turm des Dr. Justinus Kerner in Weinsberg verbergen. Der Bundestag in Frankfurt, dieser ständige Rat der Ländergesandten in der Bundeshauptstadt, beeilte sich, die burschenschaftlichen Farben, die er bisher mit seinen Polizeiorganen und Zensurgesetzen verfolgt hatte, zu den Reichsfarben zu erheben. Und auch Friedrich Wilhelm IV., der am 18. März einen stürmischen Tag zu Füßen seines Schlosses erlebt hatte und vor der Fortsetzung des Blutvergießens in den Straßen von Berlin bebte, legte



die schwarzrotgoldene Schärpe an und ritt als Bürgerkönig durch seine Residenz, begleitet von einem vierschrotigen Mann mit wallendem Haar, der als Barrikadenheld gekämpft hatte und jetzt eine papierene deutsche Kaiserkrone neben dem König hertrug.

Es kann kaum strittig sein, daß das entscheidende Bollwerk in Deutschland, das die Revolution überwältigen mußte, das Militärkönigtum der Hohenzollern war — nicht Metternich und der Kaiserhof und nicht die Frankfurter Bundeszentrale, die schon bei der ersten Berührung zusammenstürzten. Berlin war schon damals die Hauptstadt Deutschlands und sein Monarch die Schlüsselfigur des deutschen Dramas. Das preußische Königtum hat sich nun in der Person seines rätselhaft wankelmütigen und schwärmerisch pathetischen Inhabers aus eigenem Entschluß vor der liberalen Welle gebeugt und sowohl die Verfassung im eigenen Lande wie die Übernahme der deutschen Verantwortung versprochen. Das Bürgertum der preußischen Hauptstadt, im Herzen durchaus monarchistisch und diszipliniert, aber einmütig in seinen Märzforderungen, hat einen überraschend guten historischen Instinkt bewiesen, als es am 18. März vor dem Schloßbalkon in festlich erregten Massen versammelt seine politischen Wünsche plötzlich in den Ruf zusammengefaßt hat: Militär zurück! Auch in den nächsten Monaten ist es immer wieder der Prüfstein der Verlagerung der innerpolitischen Macht gewesen, ob die Bürgergarde oder das stehende Heer die Wache im Königsschloß, im Zeughaus und in der Preußischen Staatsbank übernehmen sollte. Die anonyme Majorität verlangte, daß das Königtum die Basis seiner absolutistischen Gewalt verließ und ein Unterpand seiner Zusagen bot, indem es sich auf seine zivilen Funktionen zurückzog, das Heer auf die Verfassung vereidigte und die Person des Monarchen dem Schutz der Bürgerschaft anvertraute. Friedrich Wilhelm IV. hat diese Bedingungen der Revolution angenommen, als er am 19. März den Befehl zur Räumung der Straßen und Plätze der Hauptstadt gab und am 25. März in Potsdam vor die Offiziere der Garderegimenter trat und mit großem persönlichem Mut jene berühmte Ansprache gehalten hat, die man ihm in den Kreisen seiner treuesten Anhänger niemals, und die er sich selber am wenigsten verzieh: „In Berlin herrscht ein so ausgezeichnete Geist in der Bürgerschaft, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist. Ich wünsche daher, daß auch das Offizierskorps den Geist der Zeit ebenso erfassen möge, wie ich ihn erfaßt habe, und daß alle von nun an ebenso als treue Staatsbürger sich bewähren mögen, wie sie sich als treue Soldaten bewährt haben!“ Daß Friedrich Wilhelm IV. dieses frei gegebene Wort nachher gebrochen hat und es sowohl in seinem sittlichen Bewußtsein wie in seiner politischen Tat als ein erzwungenes Versprechen behandelt hat, ist die entscheidende Sünde der Revolution geworden. Über diesen Vertrauensbruch ist weder das Königtum noch das gutmütige und vertrauensselige Bürgertum innerlich hinweggekommen.

Auch im Vorparlament und in der Nationalversammlung von Frankfurt herrschte ein solches Maß von Optimismus und Vertrauen in die Vernunft der Entwicklung, daß beide Körperschaften es bewußt versäumten, eine revolutionäre Vollzugsgewalt als provisorische Regierung für ganz Deutschland einzurichten. Sie wollten in den gesetzlichen Bahnen des Mehrheitsbeschlusses bleiben und verabscheuten die direkte Aktion. Darüber verstrich das schöpfe-

rische Moment und die Schrecksekunde, in der das Ancien Régime wie erstarrt war. Als die 500 Abgeordneten am 18. Mai sich zum Zuge vom Römer zur Paulskirche ordneten, um eine deutsche Verfassung zu beraten und nach zehn Monaten auch zu beschließen, da war schon zuviel geschehen, was den Elan der Revolution gebrochen und den Autoritäten wieder Mut gemacht hatte.

### Stufen des Niedergangs

Vor allem waren es die da und dort ausbrechenden sozialen Unruhen — mehr harmlose Selbsthilfeaktionen in Stadt und Land als großangelegte Verschwörungen, aber immerhin Angriffe auf Besitz und Ordnung — welche den deutschen Bürger bedenklich stimmten. Dazu kamen vereinzelte Einbrüche der Ideen des französischen Sozialismus in die freisinnige Publizistik. Vorstellung von Produktivassoziationen und Verstaatlichung der Kreditinstitute, Beeinträchtigung des Erbrechts und Enteignung großer Landgüter: solche und ähnliche Forderungen waren geeignet, den gesamten Mittelstand bis zum Kleinhandwerker und Kleinbauern herab in die Armee der alten Ordnungsmächte zurückzutreiben. Als der phantastische Heckerputsch in Südbaden und sein rascher Zusammenbruch im April die Stärke der regulären Armeen und die Schwäche der republikanischen Strömungen bewies, da war an ein Weitergreifen der Revolution nicht mehr zu denken. Die zweite Phase wurde schon mit einer passiven Bilanz geschlossen. Immerhin waren die Sympathien für Hecker und der Wille zu einem Umbau der staatlichen Einrichtungen während der Sommermonate so nachhaltig, daß ein Weiterzüngeln der republikanischen Ideen nur durch die trügerische Aussicht auf eine baldige friedliche Einigung der Parteien in der Frankfurter Nationalversammlung vereitelt wurde. Es war ein böser Zirkel. Die Hoffnung auf die Paulskirche erstickte die Revolution, und die Paulskirche mußte ihrer Natur nach ohne Resultate bleiben, wenn sich ihr die fürstlichen Partner versagten; die Fürsten aber versagten sich, weil das unterirdische Grollen die Heraufkunft einer republikanischen Staatsform ankündigte.

Noch einmal flammte der bewaffnete Aufruhr in Süddeutschland und in Frankfurt empor, als die politischen Mandatare der nationalen Freiheitsbewegung, die preußische Krone und die deutsche Nationalversammlung, sich im Waffenstillstand von Malmö vor Dänemark und dem Einspruch von Rußland und England beugten. Es ist bezeichnend für die Kurve der Revolution, daß es die äußerste Linke ist, die jetzt durch planmäßige Erregung eines nationalen Chauvinismus in der Schleswig-Holsteinfrage im September 1848 die sinkende Fahne der revolutionären Begeisterung noch einmal hochzureißen versuchte. Es war vergebens: Die Einzelstaaten stemmten sich dagegen; tschechisches und preußisches Militär aus der Bundesfestung Mainz schlugen den Aufstand der Frankfurter Blusenmänner zu Boden. Die Volksbewegung im badi-schen und württembergischen Schwarzwald, welche der Mannheimer Rechtsanwalt Struve und der bis heute fast unbekannt gebliebene Gaildorfer Fabrikant Rau angezettelt hatten, wurde sofort erstickt und ihre Anführer in langwierige Hochverratsprozesse verwickelt. Die Nation versagte sich dem neuen Sturm und wurde mißtrauisch gegenüber der Frankfurter Paulskirche, welche keine Erfolge in der auswärtigen Politik aufweisen konnte und sich unter den



Belagerungszustand beugen mußte. Es herrschte Thermidorstimmung im Lande, und die Ausschreitungen des Straßenpöbels in Frankfurt, der zwei Abgeordnete der Rechten ermordete, jagte auch den gemäßigten Demokraten die Furcht vor einem jakobinischen Terror und vor der roten Republik ein.

Das Gespenst der Anarchie und die Ohnmacht der Paulskirche waren die Schrittmacher der Gegenrevolution, die am 31. Oktober durch den siegreichen Einzug der kaiserlichen Truppen in Wien einen weithin sichtbaren und weithin wirksamen Erfolg davontrug. Dieses Mal waren es kroatische Regimenter, die unter dem Befehl eines böhmischen Magnaten und eines südslawischen Reiterführers die revolutionären Studenten und Arbeiter Wiens zu Paaren trieben und den herbeigeeilten Abgesandten von Frankfurt, Robert Blum, auf der Brigittenau standrechtlich zu erschießen wagten. Man muß in den Quellen gelesen haben, mit welchem Jubel die schwarzgelben Befreier Windischgrätz und Jellačić in der Wiener Altstadt begrüßt worden sind, um zu wissen, daß die Gegenrevolution nicht bloß ein brutaler Gewaltakt von oben gewesen ist, sondern ein Bedürfnis der wankelmütigen Masse geworden war, die zu einer festen Ordnung zurückstrebte. Auch in Preußen ist der Einzug der Truppen Wrangels und die Zerspaltung der Berliner Nationalversammlung vom Volke ohne Widerstand angenommen worden.

### Die verlorene Chance

Für die Sache der deutschen Revolution, für einen Nationalstaat und ein deutsches Verfassungsleben gab es seit dem Herbst 1848 nur noch einen einzigen Weg: daß Preußen und sein König aus der Hand der Frankfurter Volksvertretung ein erbliches Kaisertum entgegennahm und mit einem Reichskabinett regierte, welches diesem Reichstag des deutschen Volkes in mehr oder minder parlamentarischer Form verantwortlich blieb. So haben es die deutschen und außerdeutschen liberalen Ratgeber dem König Friedrich Wilhelm geraten. Der Prinzgemahl Albert von England und der König Leopold von Belgien, der Freiherr von Stockmar und der Gesandte von Bunsen haben ihren ganzen Einfluß in dieser Richtung geltend zu machen versucht. Jeder andere Weg führte entweder in das kraftlose alte Bundeswesen zurück oder in einen absolutistisch regierten monströsen Vielvölkerstaat hinein, wie ihn Fürst Schwarzenberg mit einer zweifellos großartigen Konzeption den kleindeutschen Plänen entgensetzte. Der romantische König hat sich im Bewußtsein seiner unantastbaren preußischen Militärhoheit und im religiösen Gefühl eines übersteigerten Gottesgnadentums dieser liberalen Kaiserkrone „von Metzgers und Bäckers Gnaden“ hochmütig und voll Verachtung entzogen. Er hat dadurch endgültig das Werk der Paulskirche, die Verfassungsentwürfe der Dahlmann und Gagern zunichte gemacht und die einzige Form, in der noch ein staatsrechtlich haltbares Gebilde Deutschland entstehen konnte, verhindert. Die großdeutsche Lösung mußte schon lange vorher, spätestens im November 1848 begraben werden, nachdem es klageworden war, daß sich die deutschen Provinzen Österreichs von der habsburgischen Donaumonarchie weder trennen wollten noch trennen ließen. Und für eine republikanische Lösung, sei es in Gestalt einer demokrati-

schen Einheitsrepublik, sei es einer föderativen Union, hatten sich überhaupt keine realpolitischen Ansätze mehr gezeigt, seitdem der badische Aufstand Friedrich Heckers im April 1848 zusammengebrochen war. Nun wurde im April 1849 durch den frostigen Empfang der Frankfurter Kaiserdeputation im Berliner Schloß auch die letzte Hoffnung der Patrioten zerstört, und das geistvolle verfassungsgebende Parlament der Deutschen einer schmachvollen Auflösung überantwortet.

Die Geschichtsschreiber haben, wie sie es immer zu tun pflegen, Friedrich Wilhelm IV. zu entlasten versucht und haben erklärt, sein Nein sei außenpolitisch das Klügste, ja, das einzig Richtige gewesen. Denn er hätte dieses kleindeutsche Reich, wenn es zustande gekommen wäre, mindestens gegen den Einspruch Schwarzenbergs, wahrscheinlich gegen die vereinte Eifersucht Europas verteidigen müssen, und einem Siebenjährigen Krieg wäre die unberechenbare und ängstliche Künstlernatur dieses Herrschers nie und nimmer gewachsen gewesen. Vielleicht ist der günstige Zeitpunkt für ein Aufgehen Preußens in Deutschland in der Tat schon verstrichen gewesen. Seitdem der österreichische Kaiserstaat wieder erstarkt war, mußte ein aktiver Gegenspieler in Deutschland selbst überwunden werden. Aber 27 von den 38 Regierungen hatten dem Frankfurter Kaiserplan bereits zugestimmt, es kam ernstlich nur auf die Haltung der europäischen Großmächte an. Damit mündet die Frage nach einem Gelingen und Mißlingen der deutschen Erhebung in die Frage nach den europäischen Möglichkeiten einer solchen Umwälzung ein. Hätten Frankreich und England, Österreich und Rußland überhaupt einen liberalen Nationalstaat zugelassen, wenn ihn die Deutschen von Frankfurt oder von Berlin aus zustande gebracht hätten? Schon daß man die Frage ernsthaft stellen kann, ist ein Zeugnis für die unabsehbaren Schwierigkeiten, mit denen eine mitteleuropäische Machtbildung zu allen Zeiten zu rechnen gehabt hat und von denen die gutgläubigen und egozentrischen Verfassungsmacher der Paulskirche wohl kaum eine genügende Ahnung hatten. Aber wenn man die europäischen Stimmen ohne Vorurteil prüft, wenn man nicht bloß die Äußerungen der Sorge und des Ärgers zusammenzählt, sondern die politische Konstellation ins Auge faßt und die Haltung der verantwortlichen Staatsmänner abwägt, dann bleibt von jener oft berufenen Feindseligkeit der europäischen Kabinette nicht viel Beweiskräftiges übrig, jedenfalls nicht soviel, um daraus eine gegen die Mitte gerichtete Weltkriegsgefahr zu konstruieren. Die einzige Macht, die in gewissen Augenblicken eine bewaffnete Intervention gegen die deutsche Nationalbewegung erwogen hat, war Rußland, und gegen diesen reaktionären Eingriff wären vielleicht sogar England und Frankreich zu Hilfe gekommen. Die französische Republik unter Lamartine, Cavaignac und zuletzt Louis Napoléon hat sich überaus friedfertig und zurückhaltend gezeigt. Der französische Gesandte in Berlin hat noch Mitte Juli 1848 ausdrücklich anerkannt, daß das künftige Reich, das er sich als Fürstenföderation wünscht, nicht ohne den Gürtel der slawischen Randgebiete von Danzig bis Tilsit zu denken sei. Frankreich kann, so führt er in seinem Bericht aus, für diese östlichen Provinzen nicht mehr an Selbstverwaltung verlangen, als was die keltischen, italienischen, katalanischen, alemannischen und flämischen Minderheiten innerhalb des französischen Einheitsstaates an provinziellen Sonderrechten genießen. Das sieht nicht nach einer gewaltsamen Ver-



hinderung der deutschen Reichsbildung aus. Ganz eindeutig positiv zur Schöpfung des Nationalstaats steht das englische Kabinett und der englische Königshof. Auch wenn Disraeli als Sprecher der konservativen Opposition im Unterhaus einen gehässigen Ausfall gegen „jenen träumerischen und gefährlichen Unsinn, „genannt deutsche Nationalität“, gemacht hat, so hat dafür der äußerst vorsichtige Palmerston mehr als einmal die erbkaiserialche Partei in Preußen auf ihrem Wege ermuntert und seine guten Dienste für die Lösung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit angeboten, solange die Entscheidung der Waffen noch zu umgehen schien. Das war freilich die Bedingung für die Anerkennung des neuen liberalen Staates auf dem Festland, der Englands politischem System nicht unangelegen kam: daß er keinerlei eigenmächtige Expansion trieb und das empfindliche Grenzgefüge der europäischen Staatengesellschaft nicht gewaltsam entlastete. War eine solche weise Beschränkung auf eine friedliche Revision der Verträge von 1814/15 ein zu schweres Opfer für einen so jungen Nationalismus, wie es der deutsche war? Uns will dünken, daß das Ziel jeden Preis wert gewesen wäre, aber weder Preußen noch der Deutsche Bund noch die Paulskirche und am wenigsten die demokratische Linke waren zu dieser außenpolitischen Selbstbeherrschung bereit. Die Deutschen wollten auf den Nationalkrieg in den Elbherzogtümern nicht verzichten und verscherzten sich dadurch an einem entscheidenden Punkte die Aussicht, mit dem liberalen England im Bund als gleichberechtigte und gleichgeachtete Macht in ein freies Europa hineinzuwachsen. Mit dem Sieg der gegenrevolutionären Kräfte im Herbst 1848 begann dann Deutschland gegen den Willen der Nation Schritt für Schritt wieder in das Dreigestirn der Heiligen Allianz zurückzutreten, aus dem es sich gerade freigemacht hatte. In den Augen Europas bildete es mit Österreich und Rußland zusammen für die nächsten 40 Jahre aufs neue jenen schweren Block der Reaktion, von dem alle Hemmungen und Störungen der Entwicklung auszugehen schienen, und den das Abendland in einem harten selbstzerstörerischen Kampf überwinden mußte. Das Scheitern der Revolution von 1848 hat nicht bloß innerpolitisch Deutschland um Jahrzehnte zurückgeworfen und seine organische Entwicklung verhindert, sondern auch außenpolitisch den deutschen Staat in jene Vereinsamung hineingetrieben, die mit der Vernichtung in zwei Weltkriegen geendet hat.

Die verbannten Revolutionäre kamen schon früh zu der Überzeugung, daß nur eine ins Letzte und Innerste eindringende schonungslose Diktatur die Früchte eines revolutionären Umsturzes zu sichern vermocht hätte. So hat es Karl Heinzen in seiner Londoner Broschüre von 1850 „Die Lehren der Revolution“ ausgesprochen. Von der Erfahrung der mißlungenen Bewegung von 1848 hat die Theorie von der Weltrevolution und die Lehre von der rücksichtslosen Gewaltherrschaft einer revolutionären Minderheit in Deutschland ihren Ausgang genommen. Die Extreme sind von da an erst in gefährlicher Weise auseinandergetreten: reaktionärer Legitimus hier, revolutionäre Illegitimität dort. So hat dieses idyllisch verlaufene Jahr, in dem es keine „Großen Tage“ gegeben hat und kein überlegener staatsmännischer Wille hervorgetreten ist, eine weit über die Grenzen der deutschen Dinge hinausgreifende welthistorische Folgewirkung gehabt und das Schicksal Europas verhängnisvoller bestimmt als irgendein anderes Ereignis des 19. Jahrhunderts.

## **Dämonie als Macht**

### *Ein parapsychologischer Versuch*

Wir blicken zurück auf eine Epoche deutscher Geschichte, deutschen Geisteslebens und starren unverstehend, ratlos auf dieses Geschehen. Wir alle quälen uns mit tausend Fragen, wie es denn möglich war, daß dieser Alp durch so viele Jahre große Teile eines Volkes verblenden und in seinen Bann zwingen konnte — wir alle, gleich ob wir nun als eine zur Ohnmacht verdamnte Gegnerschaft den entfesselten barbarischen Irrsinn um uns her, immun gegen seine Einwirkung, erdulden mußten, gleich ob wir zu denen zählen, die sich in das Getriebe verstricken ließen, und die nach dem Zusammenbruch und nach ernüchternder Überwindung der Massenpsychose, die auch sie ergriffen hielt, zur Selbstbesinnung kamen und wieder zurück zu sich selber fanden.

Was war geschehen? Aus der letzten, dunklen Tiefe der Kaschemmen und Nachtasyle taucht ein bisher ungekannter, landfremder Untergründer nach oben und gewinnt unbegreifliche Macht über einen großen Teil der Deutschen.

Ein Wahn läßt sie in ihm einen Befreier aus überkommener Not und Enge sehen. Was an Vernunft und besserer Einsicht in ihnen war, ja, was an Vorurteil und Widerstand sie ursprünglich zu ablehnenden Gegnern des Mannes und seiner Gewaltideen macht, bricht nieder vor der Wachsuggestion seiner einpeitschenden Reden, die immer wieder mit dröhnenden Schlägen den gleichen Aberwitz in die erschlossenen, zu eigenem Denken und zur Gegenwirkung gelähmten Gehirne hämmern. Nicht also von Nutznießern seines bestialischen Regimes, von denen, die aus selbststüchtigem Strebertum und Chancenjägerei sich zu ihm schlugen, ist hier die Rede, sondern von der viel größeren Menge derer, die, im Grunde sauberen Herzens, ungeprägt in die Reichweite seiner Wirkung kamen, der unterlagen und sich von ihr seinen Stempel aufschlagen ließen und so zu Teilen einer bis zur geistigen Verblödung, bis zur Entäußerung des letzten Ich ihrer Persönlichkeit wuchernden Verherdung wurden.

Die Zeitlage wird immer problematischer. Führende, weltläufig erprobte Männer des Auslandes suchen ihn auf im Wunsch nach einer friedlichen Verständigung. Voll wohlbegründeten Mißtrauens treten sie in die Verhandlungen ein; denn ungezählte Beispiele seiner verlogenen, vor keiner Felonie zurückschreckenden Art sind längst im Umlauf. Er lullt sie ein, er fasziniert sie, wischt all ihre Skepsis fort — sie unterliegen ihm. Abkommen schließen sie gutgläubig mit ihm, die er schon in dem Augenblick, da er sie trifft, zu brechen willig ist. In seinen Wutanfällen, die der kleinste, auf besserer Einsicht ruhende Widerspruch auslöst, fetzt dieser „Führer“, der es im ersten Weltkrieg wegen seiner Sittlichkeitsdelikte nicht über den Gefreiten hinausbringen konnte, den höchsten Offizieren die Achselstücke von den Schultern, und sie, schwertadelige Männer, die sich von keinem andern einen schiefen Blick, ein unziemliches Wort gefallen ließen, stehen trotz ihrer Waffen, ihrer Fäuste erstarrt, gelähmt vor ihm und lassen das geschehen. Die höchsten Mitarbeiter seines Stabes, die



später aussagen, daß sein strategisches Genie nicht größer gewesen sei als das eines mittelmäßig begabten Feldwebels, fügen sich ohne Einwand seinen Befehlen, deren Unsinnigkeit sie klar erkennen, und dulden es, daß ihn sein Klüngel als den größten Feldherrn aller Zeiten preist.

\*

Auch heute noch werden Phänomene, die jenseits der jetzt geltenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse liegen, von einer auf dem Boden der Realitäten fußenden physikalischen Forschung gerne als abseitige Phantastereien, als einer ernsthaften Untersuchung kaum würdig beiseite geschoben. Aber wenn solche Phänomene sich auf Grund unseres bisher erkämpften Wissens nicht erklären lassen, wenn sie sich in seinen Rahmen nicht fügen wollen — muß es dann unbedingt an dem ungefügten Wesen der Phänomene liegen, kann die Ursache nicht auch dieser zu eng bemessene Rahmen sein, der allein jene Gesetze und Ursachen der Naturerscheinungen umgreift, die von unbelebten Grundkräften abhängig zu sein scheinen? Descartes' hochmütiger und durch den Fortschritt tausendfach widerlegter Grundsatz, nur das als existent anzuerkennen, was sich „clair et distinct“ wahrnehmen lasse, gespenstert hier immer noch. Dabei weist jede neue Etappe unserer erkenntnistheoretischen Forschung klar darauf hin, daß Abgrenzungen dieser Art vor dem lückenlosen Zusammenhang der Naturkräfte, in denen „eins in dem andern wirkt und lebt“, nichts anderes sind als armselige, brüchig gewordene Behelfe einer Unzulänglichkeit, über die hinweg die Naturwissenschaften den Zugang zu einer einheitlichen Schau in die Universalität des Kosmos sich werden erschließen müssen.

Zunächst das eine: Auch die Phänomene, um deren Wesenheit es im folgenden geht, sind keineswegs „übernatürlicher“ Art — sie wurzeln wie jede Energie im Natürlichen, im Organischen, und nur der Umstand, daß eine versunkene Zeit sich in den Wahn verstrickte, das scheinbar Unerklärliche — nenne sie es Spuk, Hexerei, Verzauberung usw. — als Einwirkung von außen her auf uns, als impressionistische Magie zu sehen, statt seinen Ausgang in den verborgenen autogenen Tiefenkräften in uns zu suchen, konnte zu dem wirr verzweigten Aberwitz spiritistischer Theorien führen. „Daß es außer der äußeren, den Nexum physicum begründenden Verbindung zwischen den Erscheinungen dieser Welt noch eine andere, durch das Wesen aller Dinge an sich gehende Verbindung geben müsse, vermöge welcher von einem Punkt der Erscheinung aus unmittelbar auf jede andere gewirkt werden könne durch einen Nexum metaphysicum“, hat schon Schopenhauer ausgesprochen, und er schließt hieraus: „daß demnach ein Wirken der Dinge von innen statt des gewöhnlichen von außen möglich sein müsse, daß, wie wir kausal als Natura naturata wirken, wir wohl auch eines Wirkens als Natura naturans fähig sein und für den Augenblick den Mikrokosmos als Makrokosmos geltend machen könnten.“

Im Grunde haften wir eben allzu leicht an der bewußten Leistung, während doch alle Bewußtheit nur Teilerscheinung ist, Auswirkung, deren Wurzeln im Unbewußten ruhen, so wie der sichtbare Teil des Baumes, der Pflanze nur aus der unsichtbaren Tiefe seiner Wurzeln sich ernährt. Dieses uns Unbewußte speist das uns bewußte Ich und ist so das wahre dynamische Kraftfeld, in dem

die Quellen der subjektiven Wirkung des Einzelnen mehr oder weniger drängend aufgehen: die grobsinnlich nicht faßbare Magie in uns. Dieser noch kaum erforschte Kraftherd unseres Ich, den jeder von uns in sich trägt und der innerster Kern unseres Wesens ist, nimmt im Maße seiner Kapazität entscheidenden Einfluß auf unser bewußtes Tun und Lassen. Da wir nun aber als Einzelne in ein das gesamte All umgreifendes Spannungsnetz von Kräften verflochten sind, in dem wir uns unsern winzigen Beitrag etwa als einen nach allen Seiten ausstrahlenden Knoten im Flechtwerk dieses Netzes vorstellen mögen, gewinnt die Auswirkung des Einzelnen auch Einfluß auf die angrenzenden Zellen. Ist nun die Kapazität des Kraftherdes in einem Individuum besonders hoch, so kann und wird sich seine Magie als Gewaltwirkung auf die anderen erstrecken — sie tritt als Dämonie — als Geistgewalt — in Erscheinung, die eben jene anderen schwächeren Energien lähmt, ausschaltet, unter ihren entscheidenden Einfluß zwingt. Die dämonisch dominierende Persönlichkeit erweitert so durch die Einschaltung der infizierten Einzelzellen das Kraftfeld ihrer Wirkung immer mehr, sie schafft sich und ihren Ideen Gefolge, Anhang, Gemeinde.

An sich liegt es dann an der sittlichen Ausrichtung der zu dämonischer Wirkung gesteigerten Persönlichkeit, ob sie im Sinne der alten Mystiker zum seraphischen, ob sie zum satanischen Prinzip neigt. So sind etwa die großen Religionsstifter Moses, Jesus, Mohammed mit magischen Kräften begabt gewesene Träger eines reinen Kulturideales im Widerspiel gegen die durch die Geschichte aller Völker, aller Zeiten ziehenden dämonischen Vertreter eines barbarischen Machtideales.

Die furchtbare Gefahr, die von Persönlichkeiten dieser Ausrichtung ausgeht, hat Goethe mit divinatorischer Naturerkenntnis überblickt. Da sagt er im vierten Buch (Kapitel zwanzig) von „Dichtung und Wahrheit“: „Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann . . . , so steht es vorzüglich bei dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.“ Und weiter: „Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgendeinem Menschen überwiegend hervortritt . . . Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe . . . und wer kann sagen, wieweit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begannen.“ Stehen nicht Bild und Wirkung des Wesens Adolf Hitlers mit klarer Augenfälligkeit vor uns bei diesen Worten?

Auf der Basis einer flackernden Hysterie, wie sie bei manischen Naturen immer wieder erkennbar ist, gespeist von einem überspannten magischen Kraftfeld, treibt eine dämonische Dynamik auf. Genußsucht und Erotik scheiden als Ventile bei der Besonderheit seines Wesens aus. Er kennt nur ein Ziel:



Madrit — Ausbreitung seiner uneingeschränkten Macht über alles rings um ihn, gleichgültig, was dabei an Menschen, an geistigen und materiellen Werten zugrunde gehen mag. Nur dieser Herrschaft drängt er zu. Nur Er behält noch Geltung in seinen Gedanken, Worten, Taten. Das „Wir“ der Majestäten aus versunkener Zeit verschleiert sich in blasse Demut vor dem grellen, dreigestrichenen „Ich“, aus dem sein Größenwahn in hundert Reden und Befehlen das Schicksal eines Volkes, eines Reiches, einer Welt zu meistern sich erfrect. Wie Goliath vor dem Lager der Philister hohnspricht dem Zeugen Israel, so höhnt er, so beschimpft er aus der aufgeblasenen Überhebung dieses Ich die besten Männer in den gegnerischen Lagern. Für Wahrheit und für Ethik und für Recht fehlt ihm der Sinn; zwingend für ihn sind nur die Triebe seiner Dämonie. Die Masse, die er an sich reißt, bedeutet ihm nicht mehr als Stärkung und Erhöhung des Sockels unter seinen Füßen. Und wehe, wenn sie sich seiner Magie entziehen wollte — erbarmungslos würde er sie vernichten. Getrieben wird all das in ihm von einer phänomenalen, bis zur letzten pathologischen Verkrampfung geballten Energie des Willens, die jeden Widerstand enger begrenzter Willenskräfte brutal überrennt und unterjocht.

Wiederum Goethe: „— ein Mann, der durch dämonische Konstitution den ewig unerforschlichen Gewalten in die Hände rennt.“

Nur Er — Er — Er — in all seinen Gedanken, Werken und Taten — nur Er in den Gedanken, Worten einer ungezählten Herde hörig gewordener winziger Krafteinheiten, die unter die raumgreifende Dynamik seiner Strahlungen gerieten, ihnen angeschlossen wurden, unterlagen. Millionenfach steigt täglich, stündlich ihr „Heil Hitler!“ auf. Immun, ankämpfend gegen diesen Massenwahn nur jene, die sich durch Widerstand der eigenen Tiefenkräfte — durch ihr magisches eigenes Ich — der Dämonie des Rattenfängers zu entziehen vermögen.

Bleibe die Frage offen, was solche Gedanken, solche Worte in ihrer Auswirkung bedeuten können. Was wissen wir davon? Mit voller Sicherheit nur dieses, daß auch sie energetische Leistungen unseres Kraftfeldes sind, das dem allumspannenden Netzwerk von Strahlungen um uns unlöslich verbunden ist, und daß sie so nach dem ehernen Gesetz der Erhaltung der Energie niemals verlorengehen, in ein Nichts versinken können. Darüberhin ist beinahe alles, was da im Raume um uns, unsern verkümmerten fünf Sinnen nicht mehr wahrnehmbar, webt und wirkt, noch voll von ungelösten Geheimnissen — denn was wir etwa von der Strahlung und Ausbreitung des Lichtes, von den Schallschwingungen, der freien Energieausbreitung, der Auswirkung kleinster radioaktiver Stoffteilchen erforschten, wiegt nur recht leicht, gemessen an dem großen Ignoramus. So wandeln wir hier auf dem schmalen Grat des Ahnens der Wirkung unserer Wünsche, unserer Flüche, wissen zu wenig von den tausendfältigen Verschneidungen und Strahlungen und Wellen, die den scheinbar leeren Raum um uns erfüllen und in ewigen Schwingungen halten. Immerhin ist der Glaube an die Kraft des aus ihrer energetischen Wesenheit aufdrängenden Willens und an die wirksame Strahlung ihrer Macht zur Tatwerdung, also etwa zur Anwünschung des Guten wie zur Verhängung des

Bösen menschlicher Urbesitz. Er zieht schon durch den Vorstellungskreis der Primitiven und wirkte und wirkt sich durch alle Zeiten im Glauben an die magische Energieübertragung des vom Willen geflügelten Gedankens oder Wortes an seinem Zielpunkte, also des Segnenden an dem Gesegneten, des Verfluchenden an dem Verfluchten, aus. Die Mehrzahl dessen, was unsere Skepsis als Aberglauben registriert — die zum Wohle oder zum Verderben bannenden Zaubersprüche, das Nestelknüpfen, das Berufen und dergleichen — erwuchs aus diesem Glauben. Wir kennen heute die ungeheure Macht des Willens auf die Persönlichkeit des anderen nach Ausschaltung seiner Bewußtseinsphäre in der Hypnose. Hier im Kontakt mit dem Unbewußten hat er die unbeschränkte Kraft zu binden und zu lösen, den Impuls, die Idee der suggestierenden Persönlichkeit allein durch das gesprochene Wort derart im Unbewußten des Objektes zu verankern, daß sie sich später in dessen Bewußtsein zur Tat realisieren. Und dieses Phänomen des Willens soll vor den ungezählten Stufungen, die aus den Tiefenkräften zum Bewußtsein leiten, wirkungslos versagen?

Klar ausgesprochen findet sich die Überzeugung von der Wirksamkeit der Kraft dieser Magie in uns auch auf Menschen mit „normaler“ Bewußtseinsphäre schon bei Paracelsus, dem aus der Gotik in die Renaissance hineinragenden ersten Vertreter eines individualistischen Spiritualismus, der selbst eine magische, bis zur Dämonie gesteigerte Natur gewesen ist. Da heißt es unter vielem, was hierher gehörte: „So ich begehrend bin eines vollkommenen Willens zu schaden einem andern: nur dieser Wille ist ein Geschöpf von mir im Geist, daß mein Geist darnach handelt nach meinem Gefallen wider dessen Geist, den ich meine, und schädigt denselbigen Geist. — Aber hinwieder, so steht ein freier Kampf da zwischen den zween Geistern; welcher überwindet, der trägt's. Daß aber mein Widersacher unterliegt, das ursacht, daß er des Gemüts wider mich nicht also inbrünstig verfaßt ist als ich wider ihn, wo er aber des Kampfes so hitzig ist in Anzündung des Geistes, alsdann lieg ich unten, so er mehr Hitzigkeit wider mich hat.“ Und weiter: „So ich in meinem Willen eine Feindschaft trag wider einen Andern, so muß die Feindschaft verbracht werden durch ein Medium. Also ist es möglich, daß mein Geist — ohne meines Leibes Hülfe durch mein Schwert — einen Andern erstech oder verwunde durch mein inbrünstig Begehren. — Das sollen wir wissen, daß wir durch den Glauben und unsere kräftige Imagination allein eines jeglichen Menschen Geist in ein Bild mögen bringen. Man bedarf keiner Beschwörung, und die Ceremonien, Zirkelmachen, Rauchwerk und dergleichen — sind lauter Affenspiel und Verführung. Es ist ein groß Ding um des Menschen Gemüth — wenn wir Menschen das Gemüth recht kennen, so wäre uns nichts unmöglich auf Erden. Die Imagination wird bekräftigt und vollendet durch den Glauben, daß es wahrhaftig geschehe, ein jeder Zweifel bricht das Werk, denn Glaube beschleußt den Willen!“ — Paracelsus ist also von der autogenen Machtbetätigung des Willens, die getragen von der Einbildungskraft — der Imagination — bis zur Formung und plastischen Realisation führen kann, überzeugt.

Und bei dem auf der Weisheit des Paracelsus fußenden Johann Baptist von Helmont (1577—1644), der gleichfalls die von einem Menschen auf den andern wirkende Influenz klar erkennt, findet sich dies: „Der menschliche Wille



ist aber die Erste und Höchste aller Kräfte, er ist die Grundursache aller Bewegungen und Eigentum aller geistigen Wesen, bei denen jene durch Gegenwirkungen mehr oder weniger geschwächt werden können. Wo die Kraft größer, bei dem Einwirkenden oder bei dem Widerstand, da wird sich die Einwirkung mit oder ohne Erfolg zeigen. Die im Menschen verborgene Kraft ist eine gewisse ekstatische Macht, die nicht wirkt, wenn sie nicht durch die durch gläubiges Verlangen entzündete Einbildungskraft geweckt wird. Sie ist eine geistige Kraft, die nicht vom Himmel herkommt, noch viel weniger von der Hölle, sondern von dem Menschen selbst, wie das Feuer aus dem Kiesel. Nennen wir dies nun magische Kraft, so kann nur der Ungebildete über das Wort erschrecken: nenne es, wenn Du lieber willst, geistige Stärke."

\*

"Wo die Kraft größer, bei dem Einwirkenden oder bei dem Widerstand, da wird sich die Einwirkung mit oder ohne Erfolg zeigen."

Eine Waage der magischen Kräfte also, auf der die entfesselten Energien gegeneinander spielen: hier die maßlose Dämonie seines Wesens, dazu die angespeicherte Kraft des Anhangs — dort der Widerstand, die Gegenwirkung der Starken, von der Infektion Verschonten, die sich ihm entzogen — bis das Zünglein hierhin, dorthin neigt. Eine Waage, in deren einer Schale das Hosianna der Millionen fanatisch hochgestoßener Arme, auf deren anderer der Notruf nach Erlösung, der Haß pollice verso und das Crucifige energetisch um die Entscheidung ringen. Walplatz des Kampfes der von diesen aus zwei Lagern dynamisch aufsteigender Strahlungen erfüllte Raum des Universums. —

Wie heißt das Wort, das Goethe abschließend über dämonische Gewaltnaturen mit satanischen Instinkten sagt? „Sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begannen."

Mit einem Siege des Seraphischen ist dieser Kampf beendet. —

Was war, geschehen aus der weiten Schau kosmischer Einheit, gesehen? Ein Energiezellchen hatte sich megaloptisch aufgebläht und die Angrenzer infiziert — ein winziges Bläschen war hochgetrieben und unter der nach dieser Harmonie drängenden Gegenwirkung geplatzt. Das Ewige geht seine Bahn.

Ein Wort noch zu diesem Versuch, an einen kleinen Teil der Voraussetzungen unseres grausamen Erlebens klärend heranzugehen:

In einem Briefe an den hannoverschen Konsistorialsekretär Franz Ferdinand Wolff gibt Georg Christoph Lichtenberg einen Erkenntnis Ausdruck, die heute und mit Hinblick auf diesen Versuch so gut wie damals vor einhundertundsechzig Jahren gilt. Der große Physiker glaubt sich auf der Spur einer neuen Naturentschleierung und schreibt, im Vertrauen auf den „philosophischen Geist“ des Freundes: „Sagen Sie um Himmelswillen keinem Menschen, daß ich so etwas heimlich glaube, heutzutage schickte man Einen solchen Satzes wegen auf die Galeeren, wenn die Professores der Physik Gesetzgeber und Richter wären mit weltlichem Arm."

Scheiterhaufen oder Galeeren, Narrenhaus oder überlegen abtuendes Lächeln — das sind nach ihrem Sinne am Ende nur Modeformen der Auswirkung eines sturen Haftens am Hergebrachten und einer Unzulänglichkeit der Einsicht.

## Brief aus der Schweiz

Vermutlich werden Sie staunen, verehrter Freund, daß es gerade ein Buch ist, von dem ich Ihnen zu erzählen habe, und doch ist es ein Buch gewesen, das mir in der letzten Zeit den stärksten Eindruck gemacht hat, ja tatsächlich zum Erlebnis geworden ist. Es stammt von dem ehemals in Deutschland ansässig gewesenem, nach der Schweiz berufenen Professor Fritz Strich und heißt „Goethe und die Weltliteratur“ (Bern, A. Francke). Nicht die Fülle des Wissens allein würde ausreichen, den Zauber des Buches zu erklären. Es enthält spürbar neben dem souverän beherrschten Reichtum des Stoffes die Atmosphäre eines zum Weltbürgertum goethischer Prägung gereiften Geistes, den leidvolles Eigenerleben über Grenzen und Völker hinweggehoben und befähigt hat, statt Anklagen, Vermehrung der Verwirrung und des Gezänkes etwas Bindendes, Verbindendes zu geben.

Von Rahel Varnhagen stammt das Wort: „Goethe wäre ein Vereinigungspunkt für alles, was Mensch heißen will.“ An diesen Satz wird man während der Beschäftigung mit Strichs Buch unablässig erinnert. Strich zeigt im ersten Teil seines Werkes den von Goethe „Empfangenen Segen“, das, was die Völker der Erde Goethe auf seinem Lebensweg zu geben hatten. Er zeigt im zweiten Teil Goethes europäische Sendung als Mittler zwischen den Völkern, als Schöpfer der Idee einer Weltliteratur, die, sich gegenseitig befruchtend, auch zur gegenseitigen Kenntnis, zu gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Verstehen führen müßte.

England wird uns als die weckende Macht im Leben des jungen Goethe vor Augen geführt, nicht nur in Gestalt seines mächtigen Shakespeare. Der junge Goethe wird durch das Shakespeare-Erlebnis den Franzosen, die die damalige Literatur beherrschten, entfremdet. Er findet in Goldsmith, dem Autor des „Landpredigers von Wakefield“ und des „Verlassenen Dorfes“, in Ossian die Funken, an denen sich sein Genius zu „Götz“ und „Werther“ entzündet. Er findet aber auch in dem Humoristen Sterne seinen Erzieher zur Humanität, nicht zur französischen Humanität der Vernunft, sondern zur englischen der Schonung und Duldung.

Die bildende Macht Italiens wird erst spät wirksam. Goethe lehnt Dante ab und wird nur in der Jugend von Tasso und Ariost beeindruckt. — Weniger durch seine Literatur als durch die Schönheit seiner Sprache und die Schönheit an sich wird Italien für Goethe zur Entscheidung. Der Bibliothekar der Herzoginmutter Anna Amalia, Fernow, regt Goethe kurze Zeit zu literarischen Gesprächen über Italien an, auch läßt Goethe Alfieris „Saul“ in der Übersetzung Knebels in Weimar aufführen. Das Eigentliche empfängt er jedoch in der Anschauung, im Erlebnis von Italien.

Die italienische Reise legt erst den Grundstein für die Einwirkung Frankreichs. Goethe beschäftigt sich mit Racine und Voltaire, übersetzt aus „Athalie“ und „Mahomet“. Die französische Tragödie beeinflusst den Theaterleiter Goethe stark, was am deutlichsten in dem Gedicht zum Ausdruck kommt, das



Schiller schuf, als Goethe den „Mahomet“ Voltaires aufführen ließ. Goethes Übersetzung von Diderots „Romeaus Neffen“ liegt als Rückübersetzung dem Text zugrunde, durch den 1821 die Franzosen das Werk kennenlernten.

Wie Goethe Schiller die Anschauung der Schweiz, so hat Humboldt durch Reiseberichte Goethe Spanien nahegebracht. Das Thema des „Don Quichote“ beschäftigte Goethe besonders, jener tragikomische Kampf der Phantasterei mit der Wirklichkeit. Calderons barocker Katholizismus blieb Goethe lange fremd. Dennoch wirkte er wie ein Vorbote des Hafis, denn der Altgewordene, der jenem Sänger des Ostens begegnet war, bekannte: „Nur wer Hafis liebt und kennt, weiß, was Calderon gesungen.“

Der Ferne Osten, für Strich eine den Goethe-Geist öffnende Macht, erschließt sich erst dem späten Goethe in der Begegnung mit Marianne von Willemer, seiner Suleika. Der Schatten Napoleons lag zu jener Zeit über Europa, und bei aller Bewunderung für dessen Genie konnte sich Goethe auf dem ausgebluteten, kriegsverwüsteten Kontinent nicht wohlfühlen, der von Untergangsstimmung erfüllt war. Die Bedrückung hatte überall den Nationalismus angefacht, in dem Goethe nicht gesunde Vaterlandsliebe sah, sondern eine Gefahr, die Keimzelle immer neuer selbstzerstörerischer Kriege. Von dem zuckenden, chaotischen, lärmgefüllten Europa wandte er sich dem Osten zu, und wie er in Timur das Abbild Napoleons erlebte, so empfand er sich selbst als Hafis. Nicht wie der Romantik das formlos mystische Indien, sondern Persien wird ihm die Pforte zum Osten, und das östliche Aufgehenwollen im All und im Nichts bleibt bei ihm erfüllt von diesseitiger Tüchtigkeit, die auch seine gelegentlichen Wiedergeburtspantasien kennzeichnet. Das Zarathustrabild Goethes ist nicht vom Machtglauben bestimmt wie bei Nietzsche, sondern vom Glauben an das Licht.

Noch zeitnaher, noch wundersamer rührt den Leser das Kapitel über Amerika als sozialisierende Macht an. Goethe, der Inbegriff europäischer Kultur, hat als ein prophetischer Greis das traditionslose Amerika als den zukunftsträchtigen Kontinent begrüßt. Er hat die Überreife Europas geahnt und eine Auffrischung der alten durch die neue Welt ersehnt. „Wilhelm Meister“ enthält diese Gedanken von Auswanderung, Rückwanderung und Weltsozietät. Die amerikanische Harvard University kommt in Gestalt einiger Studenten zum alten Goethe, der der Universität dreißig Bände seiner Werke mit einer Widmung schenkt und sich auch mit dem Plan einer Spende europäischer Werke an die Bibliothek von Boston trägt. Die Achtung vor der Leistung amerikanischer Pioniere rinnt in die Konzeption der letzten faustischen Tat.

Hat Strich in diesen Kapiteln Goethe als Empfangenden gezeigt, stellt er ihn in den folgenden als den großen Erwecker und Befruchter der Weltliteratur dar. Obwohl Goethes Werdegang von einem Selbstgestaltungswillen bestimmt scheint, der nur die Reife der eigenen Persönlichkeit zum Ziele hat, ist seine Wirkung auf die Nachkommen eine ungeheure. Er, der 1827 das Wort Weltliteratur prägt, steht im Alter im Lichte des Weltruhmes. Von den Send-

boten aller Völker aufgesucht, pflegt er einen internationalen Briefwechsel, ist Mitglied fremder Akademien. Der einzige Schatten für ihn ist das Bewußtsein, in vielem erdrückend auf die Jungen zu wirken. Vor allem das von ihm entfachte Werther-Fieber mit allem Weltschmerz und den vielen Selbstmorden ist eine quälende Zugabe des Ruhms für den späten Goethe. Die Jungen wittern in Werther anderes als nur den Träger einer unglücklichen Liebe, nämlich den Rebellen wider überlebte alte Zivilisationsformen, und so wirkt der „Werther“ zugleich als zündender Funke auf die sich vorbereitende Revolution, deren Ausbruch allerdings dann für den Zeitgenossen so grauenvoll verläuft, daß man an Goethes Wort denken muß: „Jede Idee verliert, sobald sie real wird, ihre Würde.“ Die französischen Emigranten, Châteaubriand, Constant, die Staël und George Sand, erliegen der Wirkung des „Werther“ am stärksten. George Sands „Lelia“ ist ein Kind des „Faust“ und des „Werther“, in Constants „Adolphe“ trägt Werther die Züge einer Frau; die Staël allerdings erfaßt den „Werther“ zutiefst als Anklage gegen die Gesellschaft und das Zivilisatorische.

Die Gestalt der Germaine de Staël als einer kulturellen Mittlerin in goethischem Sinn scheint einem noch nie so deutlich vor Augen gerückt worden zu sein wie durch Fritz Strich. Wohl unterschlägt er die Gefühle des Unbehagens nicht, die Redseligkeit, Ruhmsucht und anspruchsvolles Wesen der geistvollen Frau bei Goethe ausgelöst haben; dies allgemein Bekannte tritt hier aber zurück hinter den Verdiensten, die gerade sie um Goethes Weltgeltung sich erworben hat. Ihr Buch „De l'Allemagne“ ist den Kulturpächtern der Académie française sehr auf die Nerven gegangen, weil die von der Atmosphäre Weimars gefangen-genommene Schriftstellerin der Gefahr erlag, zu verallgemeinern und ein Neues, minder Überzüchtetes, von Deutschland Herkommendes der erstarrten Klassik und dem Ästhetizismus Frankreichs gegenüberstellte. Lyrik und Romantik wurden durch die Staël in Frankreich deutsche Begriffe, der Lieddichter Goethe für den Franzosen ein bleibendes Erlebnis. Für die von dieser Frau bewirkte gegenseitige Annäherung und Durchdringung der Kulturen ist es symbolisch, daß der Franzose „lied“ sagt, der Deutsche „chanson“. Geschmack und Form, Tiefe und Enthusiasmus haben einander befruchtet.

\*

Der Widerstand des Nordens gegen Goethes Einfluß ist trotz Steffens' und Oehlenschlägers Goethe-Erlebnis nie wirklich gebrochen worden. Nicht nur hat Kierkegaard ihn versteift, indem er von seinem Standpunkt aus nur einen unchristlichen, egoistischen Ästheten in Goethe zu sehen vermochte, vielmehr wurde der nachitalienische, der sogenannte „klassische“ Goethe vom Norden als Minderer der barbarischen Urkraft empfunden, dessen bändigende, veredelnde Wirkung man als Gefahr zu bannen suchte. Man tat das mit um so gewichtigeren Gründen, als Frankreich, vom Werther-Fieber erfaßt und überschwemmt von dichterischen Erzeugnissen, die „Faust“ und „Werther“ zu Ahnen hatten, Goethe für das „mal de siècle“ verantwortlich machte. Jedoch hat dies die Verehrung der französischen Jugend für Goethe nicht herabgemindert, Stendhal blieb mit seiner Ablehnung isoliert, und noch bis in die Gegenwart hinein verrät der Franzose als feiner Psychologe ein bemerkenswert



tiefgehendes Verständnis für das Phänomen Goethe. Frankreich hat Goethe auch im Alter in dem Naturforscher Saint Hilaire einen Bundesgenossen und geistigen Sohn geschenkt und die verjüngende, beglückende Huldigung eines Cousin, eines Ampère. Auch nach Italien hat die Staël Goethes Ruhm, entgegen dem Widerstand der Kirche, getragen. Auch dort war wie überall der ursprünglich von Goethe ausgelöste Kampf zwischen der Schönheit und der Kraft entbrannt, den wir als Kampf der Klassiker mit den Romantikern kennen. — Goethe, über dergleichen Kämpfe bereits als Europäer erhaben, ist in diesem Kampf nicht mehr Partei, sondern Vermittler. Der Neigung zum Nebulösen, Maßlosen, Uferlosen, die die Romantik kennzeichnet, ist in Italien ohnedies durch die festgefügte Form des Katholizismus ein Damm gesetzt. Im Gegensatz zur katholisierenden Schwärmerei der deutschen Romantiker erlebt Goethe in Manzoni den angeborenen, gewachsenen Katholizismus als den Erben der Antike. Er verehrt Manzoni, der ein Neues, Echtes aus der Tradition heraus zu schaffen vermochte. Zwar vermag der Greis den ersten Realisten in Manzoni nicht mehr zu erfassen, aber er sieht in ihm den maßvollen modernen, sozusagen einen klassischen Romantiker, der, statt die alte Form schwärmerisch zu zerbrechen oder zu überfluten, aus dem Christentum heraus die antike Form überwindet. Goethe ist der Begründer von Manzonis Weltruhm und empfängt als dessen Entdecker und Ermutiger von ihm die Widmung der Egmont-Worte: „Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtet. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt.“

\*

England, das den jungen Goethe einst befruchtete und daher von dem durch ihn ausgelösten „Sturm und Drang“ am wenigsten berührt wurde, hatte „Götz“ und „Werther“ ihre Ahnen geschenkt und infolgedessen das Aufsehererregende dieser Jugendwerke nicht nachfühlen können. Puritanertum und die sichere Witterung der Reaktionäre für das Umstürzlerische hatten überdies „Werther“ abgelehnt. Erst ein Vortrag Mackenzies über die Sturm- und Drang-Romantik, die er in französischer Sprache kennengelernt hat, regt Walter Scott an, den „Götz“ zu übersetzen. Er nimmt ihm aber dabei alles Revolutionäre und läßt ihm nur das Patriarchalisch-Aristokratische des Mittelalters. Damit dringt Goethe auch in England ein, und mit der Übersetzung seiner Balladen mündet der einst vom englischen Dichter Percy ausgelöste Strom wieder im Land seiner Quelle. Shelley und Byron, „unenglische“ Feuergeister, die nicht zufällig in der Verbannung leben müssen, haben sich an den Feuern „Fausts“ entzündet, der im übrigen geistigen England Ablehnung erfährt. Er wird als heidnisch-unsittlich empfunden und bestimmt das frühe englische Goethe-Bild, das Bild eines unsittlichen Egoisten. Nur verstümmelt kann „Faust“ in England erscheinen, und der erste Übersetzer der „Iphigenie“ begreift den Abstieg nicht, den „Faust“ darstellt, von der Höhe antiken Seelenadels zur obszönen Gotteslästerlichkeit. Der Dichter Shelley, von Goethe wenig beachtet, läßt in Italien wundervolle Fragmente einer „Faust“-Übersetzung erscheinen. Auch er ist durch Germaine de Staël auf „Faust“ hingewiesen worden und lernt Deutsch, um dieses Werk in seine Muttersprache übertragen zu können. Goethe, für den

Byron Shelley überstrahlt hat, nahm nie Notiz von dieser herrlichen Nachdichtung, ebensowenig von Shelleys „Alastor“ mit tiefen Spuren des „Faust“.

Hingegen erkennt Goethe in Byrons „Manfred“ sogleich einen Sohn seines „Faust“, obwohl Byron, der nachweislich Übersetzungen kannte, unter dem Hinweis, kein Deutsch zu verstehen, diese Vaterschaft Goethes verleugnet hat. Byron hat Shelley sogar bedrängt, weitere Faust-Stücke zu übersetzen, und hat den „Faust“ auf seinen Reisen mitgetragen wie einst Napoleon den „Werther“. Wie „Manfred“ der Sohn „Fausts“, so ist der „Kain“ ein Sohn des „Prometheus“. Gleich Goethe hat auch Byron Napoleon verehrt, in ihm einen Erwecker und Erneuerer Europas gesehen und nach seinem Sturz unter der wiedererstarkten Reaktion — allerdings im Gegensatz zu Goethe — gelitten. Goethe war von seinem geistigen Sohn Byron bezaubert und hat diese faustische Seele auf ihrem kurzen Wege mit liebevoller Sorge begleitet, sie tief betrauert. In der Totenklage um Byron klingt die Warnung an das junge Europa vor Maßlosigkeiten mit, denn während der Weise, der Europäer Goethe, mit Schrecken die unheilvollen Flammen sah, die in Gestalt des „Byronismus“ die Geister erfaßten, wurde er als „Vater des Satanismus“ mißdeutet. Mit der Christentumsfeindschaft Byrons war Goethe jedoch keineswegs im Einklang, er hat vielmehr den Gegensatz zwischen Antike und Christentum in der höheren Harmonie der Ehrfurcht zu versöhnen versucht.

Carlyle ist, von Byron beeinflusst, zu „Faust“ gekommen und in einen lebensgefährdenden Nihilismus gerissen worden. Die Begegnung mit „Wilhelm Meister“, den er übersetzte, ist ihm zur Rettung geworden. Er sieht in Goethes Wandlung vom „Werther“ zum „Meister“ das Vorbild, den Leitstern, den Überwinder des eignen Dämons. Nun will er, selbst ein Geretteter, England den Weg zu Goethe weisen. Er zuerst hat den Blick für die Alterssendung Goethes, wenn schon er ihn fast nicht mehr als Künstler, sondern nur als Menschen und in seinem eigenen Puritanismus allzusehr als entsagenden Kreuzträger sieht. Durch Carlyle erfährt der große Anreger einer Welterliteratur deren Segen. Carlyle gewinnt Goethe einen Kreis von Verehrern, die sich als „Philogermans“ um ihn als geistiges Zentrum scharen und ihm zum 82. Geburtstag durch ein Petschaft mit den deutschen Worten „Ohne Hast, doch ohne Rast“ ihre Bewunderung ausdrücken. Goethe hinwiederum bewirkt die Ernennung Carlyles zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie für ausländische schöne Künste und die Übersetzung der Gedichte des Landsmannes Carlyles, des schottischen Dichters Robert Burns. Carlyle hat den Widerstand Englands gegen den zerstörerischen Titanismus Goethes gebrochen und an seiner Stelle das Bild des weisen Überwinders aufgerichtet. So wie für Germaine de Staël das deutsche Volk zum Volke Goethes geworden war, so widmete der Engländer Bulwer sein unterm Einfluß „Wilhelm Meisters“ entstandenes Werk „Ernst Maltravers Lehrlingsschaft“ „Dem großen deutschen Volke, einem Geschlecht von Denkern und Kritikern, einer fernen, aber freundlichen Zuhörerschaft, tief im Urteil, aufrichtig im Tadel, edelmütig in der Würdigung“. Carlyle hat auch Amerika in Gestalt des anfangs stark widerstrebenden Emerson für Goethe gewonnen. Vor Carlyle wurde Faust als dynamischer Aufrihrer gegen Gott von den Anglikanern als abstoßend empfunden. Nach ihm sah man in ihm den strebend bemühten Überwinder. Der Engländer Lewes, Goethes erster Biograph, verbreitete die Goethekenntnis in

Deutschland. Als der deutsche Literaturhistoriker Viehoff von Lewes' Vorhaben erfuhr, schrieb er schleunigst ein vierbändiges Werk über „Goethes Leben, Geistesentwicklung und Werke“, um der nationalen Schande zu begegnen, daß ein Engländer Goethes erster Biograph würde!

\*

Für Rußland war die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Goethe, das nicht nur ein deutsches, sondern ein europäisches war, besonders schwierig. Sein asiatisch-europäisches Doppelantlitz zeigt Strich durch den Hinweis auf die beiden Städte Petersburg und Moskau. Nur zum Teil gehört dies Land zu Europa, das bei allen nationalen Verschiedenheiten dennoch auf einer gemeinsamen Kultur basiert. Das Licht kam von Osten und brachte die Botschaft Jesu Christi. Der Westen erschien dem Osten immer nur in Gestalt des Machtmenschen, des Eroberers. Während das europäische Christentum das Erbe der Antike antrat, fußt das russische auf der byzantinischen Überlieferung. Die europäische Renaissance blieb als Wiedergeburt der Antike, die Rußland fremd war, fast ohne Wirkung auf das Riesenreich, erst in Goethe, der für die Russen „der Grieche“ war, erlebten sie die Antike. Jedoch „fühlte Dostojewski das echte Russentum vom Willen zur Macht bedroht, der sich für ihn geistig in „Faust“, weltlich in Napoleon von Westen her bemerkbar machte.

Als die Zarentochter Maria Paulowna als Gattin des Erbprinzen Carl Friedrich ihren Einzug in Weimar hielt und Goethe der Fürstin durch einen Maskenzug russischer Nationen huldigte, wurden die Fäden zwischen Petersburg und Weimar zahlreicher. Uwarow plant eine Gesellschaft zur Pflege der Sprachen des alten und neuen Orients und findet die Zustimmung Goethes. Dessen Blick wird durch russische Bestrebungen nach Osten gelenkt, den er dem Westen kulturell auf höherer Ebene näherbringen möchte. Uwarow macht in deutscher Sprache Studien über den griechischen Dichter Nonnos und ehrt damit Goethes Verdienste um die Wiedergeburt der Antike. Von Deutschland aus dringen die Antike und der Humanismus in Rußland ein. Ein Moskauer Mitglied des Institutes für Aufklärung und öffentlichen Unterricht, Nikolaus Borchardt, huldigt 1828 als Ruthene „ünserm Goethe“. Der „Moskowitzische Bote“ wirkt in Goethes Sinn vermittelnd zwischen den Kulturen, so daß Goethe zur selben Zeit durch Carlyle in England, durch Ampère in Frankreich und durch Schervireff in Rußland Würdigungen seiner „Helena“ erfährt. In Schukowski besitzt Rußland einen kongenialen Übersetzer Goethescher Gedichte, durch den Elegiker Boratynsky und den Lyriker Tjutschew ist auch Rußland vertreten, als die Kulturwelt an Goethes Bahre ihr Klagelied anstimmt.

\*

Polen erlebt in Goethe den Wiederbeleber der Romantik, den Faust- und Wertherdichter, aber auf eine nationalistisch gefärbte Weise, die dem Europäer Goethe nicht entspricht. Goethe ist in Polen sehr berühmt. Der polnische Dichter Mickiewicz führt ihn in die polnische Literatur ein. Mickiewicz ist der Schwiegersohn der Szymanowska, deren wunderbares Spiel Goethe in seinem Liebesleid um Ulrike von Levetzow getröstet hat. Auch Mickiewicz ist ein polnischer



Nationalist. Seine „Totenfeier“, der polnische „Faust“, ist ein Kampf um die Freiheit. Überhaupt zeugt „Faust“ in Polen viele geistige Söhne. Die noch heute übliche Musik zu Faust stammt von dem polnischen Fürsten Radziwill.

\*

Strich sieht innerhalb der Weltliteratur, dem geistigen Raum, in dem die Völker sich begegnen, in der Weltpoesie ein wichtigstes Element des Typischen und des gegenseitigen Verstehens. Goethe hat schon in Straßburg durch Herder als eine Offenbarung die erste Kunde von der Poesie als einer Welt- und Völkergabe empfangen. Er hat in der Jugend das eigne Volk mit seinen Volksliedern bekannt gemacht. Als Arnim und Brentano „Des Knaben Wunderhorn“, eine Sammlung deutscher Volkslieder, herausbrachten, ernteten sie neben Goethes Lob auch den Ansporn, fremdsprachige Volkspoesie ebenfalls zu sammeln. Slawische Volksgesänge erregen die besondere Anteilnahme des Greises, der bereits in jungen Jahren nach einem französischen Text intuitiv eine wundervolle Übersetzung der serbischen Dichtung „Klagesang der edlen Frauen des Asan Aga“ verfaßt hatte. Als einmal in Wien junge Serben sich weigerten, ihre Volksgesänge zum Besten zu geben, weil sie glaubten, man wolle sie ihrer niederen Kulturstufe wegen verspotten, zeigte man ihnen Goethes Nachdichtung, und die jungen Serben begannen ihre Volkslieder zu singen. Goethe bediente sich ungarischer Freunde, um nicht nur eigene Nachdichtungen serbischer Lieder zu verfassen, sondern auch fremde anzuregen. Von Deutschland aus finden die serbischen Lieder Übersetzungen in alle europäischen Sprachen. Als weltbürgerlicher Humanist möchte Goethe die Poesie zum allgemeinen Band der Nationen machen. Er sieht im gegenseitigen Kennenlernen der allen Völkern gleichen Zustände und Gefühle, wie sie besonders das Volkslied spiegelt, ein Element des Verstehens und des Verbindens.

\*

Im abschließenden Überblick über die postume Wirkung Goethes in der Weltliteratur wird das Thema von Strich noch einmal in neuer Beleuchtung abgewandelt. Er muß dabei viel von Mißdeutungen, groteskem Epigonentum berichten und weist behutsam auf die nicht zufällige Tatsache hin, daß Goethe, der einst für die Staël Repräsentant des ganzen deutschen Volkes war, für die Franzosen nach dem ersten Weltkrieg ein „seltener Glücksfall“ wurde, keineswegs mehr Repräsentant seines Volkes und dennoch wiederum das erste Band zwischen Frankreich und Deutschland.

Man möchte dem Werke Fritz Strichs wünschen, daß es bald auch deutsche Leser aufnehmen können, denn sie vor allem geht es an. Es zeigt den Erben von Trümmern und Leiden, die der Machtwahn verursacht hat, den einzigen Weg, der für sie in die Welt zurückführt: den Weg in der Schrittspur Goethes, der das Hohe Lied der Humanität, die Iphigenie, geschaffen hat. Indem Strich die Weltgeltung und Weltverehrung zeigt, die Goethe seinem Volk gewonnen hatte, läßt er es unwillkürlich spüren, um was die barbarischen Verführer es betrogen und gebracht haben. Möge das Buch in den Jungen den Wunsch erwecken, auf einem mühsamen Wege Goethes wieder würdig zu werden!

## Der „Außerordentliche“

*Zu seinem 70. Geburtstag*

Der Mann, der recht eigentlich den Begriff der „Theaterwissenschaft“ geschaffen und eine von vielen als fragwürdig angesehene Disziplin universitätswürdig zu machen versucht hat, Professor Dr. Artur Kutscher, heute noch 60. Professor der Ludwig-Maximilians-Universität zu München, wurde am 17. Juli 1878 in Hannover als Lehrerssohn geboren. Die väterlichen Vorfahren waren Bergleute im Harz — hier wurzelt der Stammbaum auf Lutherschem Grund —, und die Mutter entstammte einer niedersächsischen Bauernfamilie.

Solch eine Abstammung gibt eine kräftige Mischung mit harten Schädeln, deren einer jenem Knaben Artur mitgegeben ward, der schon in der Quinta anfang, seinem Lehrer fürchterlich zu werden, so daß er der Mutter sagte, etwas Gescheites würde nie aus dem Knaben werden... Im Dilemma, „auf Pfarrer oder Komödiant zu studieren“, wählte er das Dritte: die akademische Laufbahn. Etwas Seelsorgerisches im besten Sinne aber ist diesem unakademischen Professor geblieben, der sich nie allein ums wissenschaftliche Heil seiner Schüler kümmerte — und was das Komödiantische angeht, so hat es der Student Artur Kutscher im Akademisch-Dramatischen Verein und später im Neuen Verein zu München als Schauspieler unter Beweis gestellt. Er wirkte als Studiosus bei der Uraufführung von Wedekinds „König Nikolo“ mit, und damals schon mag der Grund zu jener Freundschaft zwischen den beiden Hannoverschen Landsleuten gelegt worden sein, die ihren Weg mit der gleichen kompromißlosen Leidenschaft für eine als richtig erkannte Sache gingen. Einer Freundschaft, die bis zum Tode des Dichters dauern und den Überlebenden zum treuesten Hüter, ja zum unablässigen Verkünder des Werkes und Wertes des Dahingegangenen machen sollte.

Von den ganz alten Schülern dieses wunderbaren Literaturkutschers, der in diesem Jahre seinen 70. Geburtstag und sein 40jähriges Dozentenjubiläum begeht, wird berichtet, daß schon von dem jungen Professor, der geladen war mit Energien, etwas ungemein Vertrauenerweckendes ausging, etwas sehr Bestimmtes und Reifes über seine Jahre hinaus, so daß man das Gefühl hatte, einer bei allem dionysischen Schwung bereits gültig geprägten Persönlichkeit gegenüberzustehen. Hörer des Jahres 1947 dagegen versichern, ihr Professor Kutscher sei ganz der Alte geblieben, und sie meinen damit: der Junge, der Unverhärtete, der trotz eines physischen Ohrenleidens ungemein Hellhörige, der mit der Jugend jung Gebliebene. Und als es galt, dem „Meister“ — auch dieser schöne Ehrenname wurde Artur Kutscher schon früh zuteil — zu seinem 60. Geburtstag zu gratulieren, da fanden seltsamerweise die ganz jungen und die ganz alten Semester zur Kennzeichnung ihres Lehrers die gleiche lebendige Formel von der „sokratischen Persönlichkeit“. Dieses Wort mag am vollkommensten das Geheimnis des Mannes, des Menschen und des Lehrers ausdrücken: seine Jugendlichkeit und seine Reife, seine bei einer gewissen

bewußten Darstellung doch ungestelzte Würde und seine freundschaftliche Nähe, seine Fähigkeit, aus dem Kolleg den fruchtbaren, sich hinaufsteigernden Disput zu entwickeln und in Wahrheit lustwandelnd zur gemeinsamen Erkenntnis vorzustoßen, als Lehrer Freund und Kamerad zu bleiben und selbst auch immer Schüler des Wissens und des Lebens. Der seiner Wesensmitte innewohnende Humor ließ den jungen Kutscher reif erscheinen und gibt dem Lebenswein des alten zur Süße die Spritzigkeit.

Als Literaturhistoriker hat dieser Gelehrte nie sein Feld abgesteckt, um darauf Jahr für Jahr mit der Pflugschar philologischer Akribie gleichmäßig saubere Furchen herauszupflügen — eine Methode, die der deutschen Wissenschaft gewiß nicht geringen Ruhm eingebracht und vor allem ihren Ruf der Solidität begründet hat. Das Feld dieses oft mehr rodenden als pflügenden Kutschers aber wurde immer größer, da ihm immer wieder ein Stück Gegenwart hinzuwuchs. Und das war es ja auch, was zuerst so manche Perücken an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München ins Rutschen brachte: Dieser Professor las über moderne Literatur! Selbst wenn er über ältere Dichtung las, wurde sie in seiner Darstellung modern. Eine suspekto Methode! Und immer waren es die unruhigen Geister, die großen Glühenden, die Eruptionären und die Revolutionären, die ihn anzogen — die Erschütterer der Lebens- und der Theaterbühne. Lenz — Grabbe — Büchner — Wedekind — das waren ihm die flammenden Leitsterne im bewegten, geheimnisvoll tönenden Kosmos. Der junge Schiller — es gibt eine verdienstvolle Schiller-Ausgabe von Kutschers Hand — der frühe Gerhart Hauptmann! Die Zwiegesichtigen unter seinen Landsleuten fesselten ihn: Hebbel vor allem, bei dem er die Schicht des intellektuell Verkrampften durchstieß, um zum dunkel-dämonischen Grund des wahren Dichtertums zu gelangen. In der Lyrik beschwor er wieder die „Inoffiziellen“, die Unbürgerlichen, wenn sie auch Bürger hießen, die Abseitigen: von Johann Christian Günther bis zu Heym und Trakl, ja bis zum Salzburger Bauernsohn Richard Billinger, den er recht eigentlich in München in die Literatur einführte. Das waren die großen Stunden in seinen Vorlesungen: wenn der Meister über diese Dichter und aus ihnen sprach, wahrhaft aus ihrem Seinsgrunde heraus. Es war kein „hönes“ Gedichtesvorlesen, aber ein ergriffener, ein drängender, bedrängender Vortrag. „Sturm und Drang“ — dieses Wort klang aus Kutschers Mund wie eben von ihm geprägt, unabgegriffen, mit der Schleudergewalt der Geburtsstunde, orphisch unwittet.

„Mimus“ hieß die andere orphische Verkündung, der Grundbegriff seiner „Theaterwissenschaft“. Und hier schied er sich streng von jenen Geistern, die die Entwicklung des Theaters zusammen mit der des Dramas zu sehen pflegen. Für den Münchener Professor gab es ein mächtiges Theater vor dem Drama, neben dem Drama und abseits des Dramas — eben das Urtheater des Mimus. Das sind die Vorführungen der Mysterien, die sprachlosen Beschwörungen der Dämonen durch Tanz und kultischen Zauber, das ist das Theater der Naturvölker und in der Frühzeit der Kulturen — noch längst nicht getötet durch das sittigende Wort, sondern immer noch mächtig im bäuerlichen Volkstanz und im Brauchtum. An beweisendem Anschauungsmaterial seinen Studenten gegenüber fehlte es dem Dr. Kutscher gerade in München nicht, da in den nahen Gebirgstälern der Alpen, besonders in jenen vom Fremdenverkehr



weniger überschwemmt, noch immer geheimnisvolle Maskentänze im Schwange waren, Tier- und Messertänze voll alten Sinns. Da immer noch in den Rauh-  
nächten die Burschen mit jenen kunstvoll geschnitzten grausig schönen Masken,  
die den Dämonenmasken Afrikas oder der Südsee seltsam verwandt erscheinen,  
lärmend, tanzend und spukend die Dorfgassen und die Wirtshäuser durchtobten.  
Und wieviel vom Urtheater, vom lebenzeugenden, finsterniswehrenden Mimus  
war noch im echten bäuerlichen Bauerntheater — abseits der literaturgeglätteten  
Bühnen der „Tegernseer“ und „Schlierseer“ — zu finden: in Bauerntheatern,  
die noch immer die Ritterschauspiele ihrer barocken Gründerzeit vor einem  
ehrlich ergriffenen Publikum spielten. Unter diesem Publikum saßen dann oft  
die Kutscherschüler — in Flintsbach, Kiefersfelden, Marquartstein und Fulpmes.  
Sie nahmen teil an Passionsspielen, die weit weniger zivilisiert und um vieles  
heiliger waren als die von Oberammergau: in Brixlegg, Waal, Erl und St. Rade-  
gund. Sie sahen in Oberinntaler Bergnestern die Schemen laufen, die Perchten  
und die Rauhnachtler. Denn hier begann das „lustwandelnde Lehren“ des  
Schwabinger Sokrates.

Aus der Folgerung, daß beim Schauspiel das Schauen das Primäre sei, ent-  
standen die berühmten Exkursionen des Kutscherkreises, die schließlich als  
„Kutscherfahrten“ zu einem europäischen Begriff wurden. Ein Kutscherschüler  
wußte nach einigen Semestern des Studiums besser Bescheid über den Stil der  
deutschen Theater als mancher namhafte Kritikus. Und immer verband sich  
auf solchen Fahrten das Interesse am Historischen, auch am Kunsthistorischen  
mit dem am Lebendigen, am Modernen. Hier drehten die Wißbegierigen und  
immer begeisterten Schüler und Schülerinnen des Meisters — und wie waren  
wir begeistert! — an der ächzenden Kurbel der Bühnenmaschinerie eines  
barocken Schloßtheaters, etwa in Bruchsal oder Ludwigsburg — dort ließen  
sie sich die modernste Bühnenmaschinerie Deutschlands — das geschah im  
Chemnitzer Schauspielhaus — schon im Bau zeigen. Einmal drangen sie in die  
berühmteste Fabrik der Reichshauptstadt für Scheinwerfer und Beleuchtungs-  
anlagen ein und ließen sich auf deren Versuchsbühne Sonnenauf- und -unter-  
gänge vorführen, angesichts derer das Himmelsgestirn vor Neid erblassen  
mußte — und ein andermal demonstrierte ihnen Professor Schlemmer im  
Dessauer Bauhaus seine geistvollen Versuche zur Überwindung des alten  
Illusionstheaters und der barocken Guckkastenbühne. Ja, es waren überall die  
Fachleute — die Intendanten und Direktoren, die Regisseure und Maschinen-  
meister, Beleuchter, Bühnenbildner und Kostümchefs, die vor den aufgeschlos-  
senen wissensdurstigen Kutscherschülern aus München sprachen und ihre ver-  
schiedenfarbig glänzenden Steinchen zum großen leuchtenden Mosaikbild  
„Theater“ herbeitrugen. Und immer und überall sprach auch der Meister selbst:  
Auf irgendeinem erhöhten Standort — auf Treppenstufen, einem niedrigen  
Mäuerchen, in einer Orchestra, in einem Keller — mit wehendem, offenem  
Mantel und rundem Hut, das Gesagte mit eindrucksvoller Gestik unterstreichend,  
von Großstadtlärm umbrandet, im Staub deutscher Weindörfer, ungarischer  
Pußtanester, mistralumwehter Provencestädtchen und selbst im arabischen  
Wüstenwind.

Denn Forscherdrang, Lern- und Lehrbegier weiteten sich bei Professor  
Kutscher aus zum Studium des antiken, des gesamten europäischen, ja des

Welttheaters. So ging der sokratische Lehrweg von Freising und Tittmoning schließlich nach Paris, Rom und Sizilien; nach Marseille und Avignon, nach Madrid und Granada, nach Malta und Tripolis, nach Tetuan und Xauen, nach Rhodos, Kreta und Athen, nach Warschau, Leningrad, Moskau, Charkow und Kiew. Als der außerordentliche Außerordentliche 60 Jahre alt war, hatte er seine Schüler auf 138 Exkursionen lehrend durch die Welt geführt, und es gab wohl in ganz Deutschland keine weltoffeneren Studenten, unzugänglicher kulturellen Autarkiegedanken und Rasseideologien, als die Kutscherschüler. Und hätte der losgelassene Autarkiewahn ihnen nicht Halt geboten, wäre von ihnen wohl auch noch die Reise zum amerikanischen und asiatischen Kontinent angetreten worden. Sie hatten mit den großen Reformatoren des Welttheaters, mit Stanislawski und Tairoff, gesprochen, mit Max Reinhardt und Jesner — und Gaston Baty in Paris sagte zu ihnen das wahre Wort: „Tous ceux qui aiment le théâtre, doivent au professeur Artur Kutscher une grande reconnaissance. Il a été l'un des premiers à comprendre et à faire comprendre, que l'histoire de l'art dramatique n'est pas seulement celle des textes, mais aussi celle des moyens d'expression. Grâce à lui, le passé du théâtre sort de la bibliothèque-cimetière et revit au musée.“

Semesterferien mit Kutscher konnten für einen Studenten ertragreicher sein, als für einen andern ein ganzes redlich bemühtes Studium im engen Umkreis von Hörsälen, Seminaren und Bibliothekssälen. Hier lernte er Weltluft atmen, etwas von dem starken Lebensgefühl des wachen und daseinsfrohen Mannes mußte sich dem musisch Empfindenden mitteilen, und immer mehr namhafte Gelehrte, höchst ordentliche Professoren und Kapazitäten ihres Faches, schlossen sich dem ewigen Privatdozenten an: Kunsthistoriker und Archäologen wie Dörpfeld, Weege, Curtius, die im Louvre in Paris, im Museo nazionale in Rom, in Epidauros und Mykene die goldenen Schreine ihres Wissens öffneten.

Dieses „spazierengehende Lernen“ schloß ein strenges Seminar durchaus nicht aus. Im Gegenteil: im Kutscherschen Oberkurs wurde sehr gewissenhaft und mit einer heißen Liebe zur Sache gearbeitet. Da gab es kein Seminarschein-Erschleichen durch beamtenmäßig braves Immerdasein. Hier hieß es: immer d a r i n sein — mitten in der Kunst, mitten im Leben und in der lebendigen Wissenschaft. Hier ging es um stilkundliche Untersuchungen, gemäß dem großen, jetzt vor dem Abschluß stehenden Lebenswerk Kutschers, seiner Stilkunde des Theaters und der Literatur. Daß die stilkundlichen Untersuchungen Kutschers und seines Seminars sich auch auf die jüngsten Sprößlinge der alten Allmutter Theater erstreckten — auf Film und Rundfunk —, brachte wieder die Perücken in eine bedrohliche Situation. So ist das verdienstvolle Buch Gunter Grolls „Film, die unentdeckte Kunst“ aus einer Kutscher-Dissertation des Verfassers hervorgegangen. Zur Stilkunde gesellte sich die Stilkritik, und es war nur ein selbstverständlicher Schritt weiter, daß die Schüler des Oberkurses nach Münchener Premieren Kritiken schrieben, die im Seminar vor einer scharfen Diskussion und vor einer zusammenfassenden Schlußbetrachtung des Professors zu bestehen hatten. Dramaturgische Übungen wurden unternommen, Kostüm und Bühnenbildentwürfe geschaffen. Ich erinnere mich noch des Tages, als Wilhelm Reinking in Modellen und an Hand von Licht-

bildern neue bühnengestalterische Ideen entwickelte, die er bald darauf in Darmstadt in die Praxis umzusetzen begann.

Für einen wirklichen Kutscherschüler, mit dem geheimnisvollen besonderen Saft, dem immer wieder zitierten „Tropfen Theaterblut“ in den Adern, war der Schritt in die Praxis nie sonderlich schwer. Die Bühnenleiter wußten, daß sie aus München keinen „lateinischen Regisseur“ ins Haus bekamen, der zwar die Nürnberger Meistersinger-Bühne stilgerecht zu rekonstruieren wußte, aber der Maschinerie des modernen Theaters mit hilflosem Staunen gegenüberstand. Ein von Kutscher empfohlener Jüngling war stets ein Adept der Bühne. Heute überzieht ein Geheimnetz von musischen Agenten des Münchener Professors die Theater, Filmateliers, Funkhäuser und Redaktionsstuben der deutschen Länder, eine unsichtbare Loge, in der die Kennworte „Exkursion“, „Minus“ und „Wedekind“ freudiges Zutrauen und kameradschaftliches Gespräch auslösen.

Es wäre aber die Betrachtung der „Kutscherei“ — manche meinten das Wort auch böseartig — nicht ganz vollkommen, würde nicht des Schwabinger Kutschers gedacht. Daß die Münchener Universität, die mit ihrer Schauseite an der noblen Ludwigstraße repräsentiert, mit der gemütlicheren Rückseite sich einem — heute leider zerstörten — Stadtteil anlehnt, in dem die Namen Papa Steinecke, Ringelnatz und Kati Kobus, „Simplizissimus“ und „Café Stephanie“ den Auguren allzeit ein wissendes Lächeln entlockten. — diese Tatsache mochte in manchem braven philologischen Seminar nie fühlbar werden. Im Kutscherkreis blieb ein Keim Schwabingertum immer virulent. Nicht jenes billige Schwabingertum einer impotenten museumsreifen Bohème aus zweiter Hand — sondern ein Schwabing der freien Geister, der starken Sinne, oft krauser, überschäumender, aber immer schöpferischer Naturen — ein Schwabingertum, das noch immer die Erinnerung an Franziska von Reventlow, an die Mysterien des George-Kreises und an die Elf Scharfrichter heilig hielt. Wenn Artur Kutscher in seinem kleinen, alleweil von frohem Kinderlärm erfüllten und von der prächtigen Frau Bettina geleiteten Hauswesen Gäste hatte — ach, und wann stand dieses Bismarckstraßen-Häuschen nicht den Gästen offen! —, dann langte der Gastgeber zu später Stunde, wenn das Zimmer von den Aromen guten Weins, edlen Tabaks und geistiger Gespräche herrlich durchweht war, zur treuen Laute und spielte und sang die Lieder der Scharfrichterzeit mit den Texten von Wedekind und Ludwig Thoma, komponiert von Hans Richard Weinhöppl, dem Scharfrichter Hannes Ruch. An solchen Symposien durften ältere vertraute Schüler, Kandidaten und Doktoranden, teilnehmen und empfanden dies rechtens als verdiente Auszeichnung. Gar einmal vom Meister zum Kegelklub mitgenommen zu werden, zu Max Halbes berühmter „Unterströmung“, die als Folge des literarhistorischen Zerwürfnisses Halbe—Wedekind sezessionistisch gegründet worden war, oder in die Runde des „Jungen Krokodils“ im Ratskeller — das war schon ein vorausgenommenes „summa cum“ der Lebens- und Charakterprüfung. Denn blasse Ästhetiker hielten sich in dieser kräftigen Luft nicht lange . . .

Die weitere Auslese des Oberkurses aber kam mit Schwabing in Kontakt durch die allwöchentlichen Autorenabende, die erst im traditionellen „Hirschen“ in der Türkenstraße, später beim „Großen Wirt“ und endlich in den Kata-



komben der Bayerischen Reitschule gehalten wurden. Kein Poet der großen Münchener Dichterkolonie, der hier nicht einmal — meist aber zu wiederholten Malen — gelesen hätte. Kein prominenter Durchreisender, den nicht ein Adlatus des den Fremdenverkehr streng überwachenden Literaturprofessors beim Wickel genommen hätte. Wie viele Werke, die danach die Bretter — und mitunter auch die Zensur — heftig bewegten, sind hier zum ersten Male gelesen worden. Wieviel noch tintenfeuchte Lyrik kam blutwarm „auf den Tisch“. Man erlebte den Start epischer Langstreckenläufer, die ersten kühnen Schritte in ein weites Land noch ungeschriebener Bände... Unter vielen anderen lasen hier Thomas und Heinrich Mann, Binding und Carossa, Kurt Martens und Friedrich Huch, Ruederer und Queri, Wilhelm von Scholz und Börries von Münchhausen, Ringelnatz und Oskar Maria Graf, Ponten und Penzoldt, Lulu von Strauß und Torney und Isolde Kurz, Waldemar Bonsels, Frank Thieß und Herbert Eulenberg, den das gesamte Seminar an einem Frühlingstag Anno 1926 in seinem Dichterheim in Kaiserswerth überfiel — — und so mancher Verschollene und Vergessene ...

Immer wieder aber lasen die Treuesten der Treuen, die Freunde des Meisters, „unser aller Max“, Max Halbe, dessen grimmiges Antlitz nur jüngste weibliche Semester schrecken mochte, und Schwabings vergnüglichsster Geist, Roda-Roda, der Mann mit dem Einglas und der roten Weste, mit dem alle Anekdoten und lustigen Begebenheiten der untergegangenen k. u. k. Donaumonarchie sowie des näheren und fernerer Orients Einzug hielten, dessen Geschichten den Duft balkanesischen Rosenöls und köstlich gerösteten Lammfleisches hatten. Auch diese wöchentlichen Exkursionen ins Dichterland machten die Kutscherleute reich und weit. Und wieder war es Auszeichnung für die doktornahen Ältesten unter ihnen, wenn sie selbst — sofern eine einschlägige Muse sie geküßt hatte — ihre ersten Produkte den überkritisch lauschenden Kameraden darbieten durften. Solches geschah einmal im Semester, und die jungen Genies wurden, zur Verhütung verfrühten Übermuts, jeweils zu dreien gebündelt dargereicht. Hier wurde der Schüler Alfred Henschke unter vielen anderen entdeckt und zum Dichter Klabund, der bis zu seinem beklagenswert frühen Tod ein Freund des Kutschers und aller Kutscherei blieb — — —

Es mag scheinen, als könne es in einem solchen Hoch-Dasein eines Kutscherianers keine weiteren Gipfelpunkte mehr geben — und doch ragt einer noch bis in die durchgoldeten Himmel dionysischer Götterlust: der Kutscherfasching, der „Ball der Zirkusleut“. Hier schwang die Wedekindsche Peitsche, die doch jeder vergaß, der in dieser selig durchtöbten Nacht zum Weibe ging, ein gewichtiger Zirkusdirektor mit Zylinder und rotem Frack: Dr. Artur Kutscher, ao. Professor der Ludwig-Maximilians-Universität.

Und als Höhepunkt der „Gaudi“ absolvierten die witzigsten, phantasiegesegnetsten, komödiantisch beschwingtesten unter den Schülern und den oft bemerkenswert hübschen Schülerinnen — kundige Mediziner stellten die Diagnose, nur bei Heinrich Wölfflin, bei Karl Voßler und bei Artur Kutscher gäbe es innerhalb der philosophischen Fakultät eine beachtenswerte Weiblichkeit — ein eigens ad hoc gezimmertes Stück. Kutscherschüler spielten oft Theater. Sie brachten 1914 die Uraufführung von „Felix und Galathea“ von

Frank Wedekind heraus und 1920 als weitere Wedekind-Uraufführung die „Szene aus dem Orient“. Sie spielten im Steintheater des Parkes Hellbrunn und im Heckentheater von Mirabell in Salzburg — auf jenen beiden Bühnen, denen ihr Lehrer sein prächtiges Buch „Das Salzburger Barocktheater“ gewidmet hatte — und sie entdeckten die Terrasse vor Cuvilliés Architekturgedicht, der Amalienburg im Nymphenburger Park, mit einer Aufführung von Büchners „Leone und Lena“, deren musikalisch schwingender süßer sommerlicher Zauber allen Beteiligten unvergeßlich bleibt. Doch was beim Ball der Zirkusleut' an parodistischer, dramatischer und darstellerischer Begabung sich offenbarte, ging weit über alle üblichen Einlagen auf Münchener Faschingsfesten hinaus.

Und so geschah es denn, daß aus einer Zirkusleut'-Aufführung dem deutschen Theater eine seiner köstlichsten literarischen Parodien geschenkt wurde: „Hier irrt Goethe“. Verfasser und Hauptdarsteller waren „Die vier Nachrichten“, vier Kutscherschüler, in jenem großen Brutofen der Talente aus dem Ei gekrochen, der noch immer vom Geistfeuer der Elf Scharfrichter glühte. Die vier Jungens ernteten Ruhm und Ehre in hohem Maße — ihre „Nervensäge“ wurde der zweite durchschlagende Erfolg, und ihre Chansons von „Heinerich dem Achten“ bis zum „Speere der Penelope“ sind durch einen geradezu genialen textlichen und musikalischen Humor, durch rhythmische Prägnanz und geistige Eleganz einzigartige Früchte an einem in Deutschland etwas verkümmerten Zweig vom Baum der Kabarettkunst.

Zwei von den vier herrlichen Burschen — Kurt E. Heyne und Bobby Todd — wurden von dem abgekürzten tausendjährigen Reich gezwungen, außer Landes zu gehen — sie haben inzwischen fröhliche Urständ gefeiert. Geistiger Vater des Kollektivs aber war dessen Jüngster — fast knabenhaft geriet er in unsere entfesselte Schar — und er hieß: Helmut Käutner. Daß er heute mit berufen erscheint, dem deutschen Film wieder Weltgeltung zu verschaffen, glauben wir. Daß er damit auch ein gut Teil „Kutschergeist“ über jene Ozeane tragen wird, die sein von ihm freundschaftlich verehrter Lehrer als „Sokrates der Meere“ nicht mehr befahren durfte, hoffen alle, die eine dankbare Schülerschaft mit dem außerordentlichen Mann und im schönsten Wortsinn „außerordentlichen“ Professor in München verbindet.

## Weltsinn

Irrsinn prunkt auf goldenen Thronen,  
Völker taumeln ohne Ziel,  
und die Götter, die Dämonen  
schauen zu dem wirren Spiel,  
diesem Spiel der Selbstvernichtung,  
dem die Menschheit sich geweiht,  
und dem nichts als Wort und Dichtung  
Würde, Wert und Glanz verleiht.

Herbert Stegemann

# LEBENDIGE VERGANGENHEIT

## Aus der Mönchsregel Benedikts von Nursia

(um 480 bis nach 542)

### Kapitel 72 (Vom guten Eifer):

Wie es einen schlechten Eifer der Bitterkeit gibt, der von Gott trennt und zur Verdammung führt, so gibt es auch einen guten Eifer, der von den Lastern freimacht und zu Gott und zum ewigen Leben führt. Diesen Eifer sollen die Mönche in glühender Liebe üben, das heißt, sie sollen sich in Ehrerbietung zuvorkommen, ihre Schwächen, seien sie körperlicher oder sittlicher Art, mit größter Geduld tragen, sich in edlem Wettstreit gegenseitig Gehorsam leisten; keiner tue das, was er als nützlich für sich selbst ansieht, sondern eher, was dem anderen frommt. Die brüderliche Liebe sollen sie sich keusch erweisen, in Liebe Gott Ehrfurcht erzeugen, ihrem Abt mit aufrichtiger und demütiger Liebe anhängen und Christus, der uns alle zugleich zum ewigen Leben führen möge, überhaupt nichts vorziehen.

### Aus dem 20. Kapitel (Von der Ehrfurcht beim Gebet):

Wenn wir mit Mächtigen etwas verhandeln wollen, wagen wir es nur in Demut und Ehrfurcht; um wieviel mehr müssen wir mit aller Demut und reinen Hingabe zu Gott, dem Herrn der Welt, flehen? Und wir müssen wissen, daß wir nicht mit vielem Reden, sondern in Herzensreinheit und tränenreicher Zerknirschung erhört werden. Und deshalb muß das Gebet kurz und rein sein, wenn es nicht vielleicht aus einem liebevollen Antriebe der göttlichen Gnade verlängert wird. Das gemeinschaftliche Gebet jedoch sei immer kurz, und nach dem Zeichen des Oberen mögen alle zugleich aufstehen

### Aus dem 53. Kapitel (Von der Aufnahme der Gäste):

Alle ankommenden Gäste sollen wie Christus aufgenommen werden, wie Er es sagt: „Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“ (Matth. 25, 35). Und allen werde die gebührende Ehrfurcht erwiesen, vor allem aber den Glaubensgenossen und den Pilgern. Wenn also ein Gast gemeldet wird, sollen ihm der Obere oder die Brüder mit allem Liebesdienst entgegengehen; und zuerst sollen sie zusammen beten und den Friedenskuß austauschen ... In allen Gästen, mögen sie kommen oder scheiden, werde mit geneigtem Haupte und mit Niederwerfen zur Erde Christus angebetet, der ja auch aufgenommen wird ...



Aus dem 63. Kapitel (Von der Ordnung der Klostergemeinde):

... Die Jüngeren sollen diejenigen, die älter sind, ehren, die Älteren die Jüngeren lieben ... Wenn ein Älterer vorbeigeht, stehe der Jüngere auf und biete ihm den Platz zum Sitzen an, und ein Jüngerer wage es nicht, sich zu setzen, wenn es ihm der Ältere nicht befohlen hat, damit erfüllt werde, was geschrieben steht: „In der Ehrerbietung kommen sie einander zuvor“ (Röm. 12, 10) ...

## *Abend in Paris*

Die letzten Angler stehen an der Brücke,  
und ihre Schatten geistern gleich Gespenstern,  
am Himmel bricht das Abendrot in Stücke,  
zwei Musikanten singen vor den Fenstern.

Vereinzelt sind Laternen aufgegangen,  
bald schmeckt die Luft nach blauer Lichtreklame,  
die Dämmerung hält Liebende umfassen,  
vor ihrem Spiegel altert eine Dame.

Die Boulevards ertrinken im Gefunkel  
der tausend Lichter, die wie Gold vibrieren,  
der große Fluß liegt noch im schrägen Dunkel,  
und seine schweren Wasser frieren.

Da tragen Mädchen dünne Seidenkleider  
und ihren roten Hunger vor die Türen,  
sie reichen dumpf ihr armes Lächeln weiter  
an eine Nacht voll Lust und voll von Schwüren.

Ein Walzer von Chopin tropft in die Stunde,  
es ist, als würde just ein Stern geboren,  
ein spätes Kind verharret mit starrem Munde  
und lauscht verzückt und ganz in sich verloren.

Allmählich wird es stiller auf den Straßen,  
Heimkehrerinnen suchen sich Begleitung.  
Im Luxemburger Garten, auf dem Rasen,  
rollt sich ein Bettler in die Börsenzeitung ...

Gerhard Prager

# R u n d s i c h a u

**Politik von Vorvorgestern.** Bis zum ersten Weltkriege trug jeder Deutsche, auch wenn er nicht dem bevorzugten Stamme der Bajuwaren angehörte, eine etwas sentimentale Liebe für Bayern und in Sonderheit für München in sich. Eine Abkühlung dieser Liebe trat bald nach dem ersten Weltkriege ein, als der Nationalsozialismus in seiner Wiege München, der Hauptstadt der „Bewegung“, bald für alle klardenkenden Deutschen zu einem ernst zu nehmenden Schreckgespenst wurde. Die Liebe verwandelte sich in starke Abneigung, als nach der Machterschleichung Himmler die Gestapo und später den Sicherheitsdienst und das Reichssicherheitshauptamt mit starken Kontingenten von in diesem Dienste erprobten Bayern besetzte. Alle Häftlinge der Konzentrationslager haben besonders unangenehme Erinnerungen an die brutalen Rohlinge, die aus Bayern importiert wurden. Da sich aber alle deutschen Stämme an der Lieferung solchen verruchten Menschenmaterials als Schergen und Henker des Nationalsozialismus beteiligt haben, wäre man auch im andern Deutschland nach dem Zusammenbruch gerne bereit gewesen, den spezifisch bayerischen Anteil zu vergessen und brüderlich zur Behebung der grenzenlosen Not aller Deutschen mit den Bayern zusammen zu arbeiten, wenn nicht nun wiederum Erscheinungen zutage getreten wären, die man nicht mehr bei allem guten Willen nur noch humoristisch nehmen kann. Über Sigls „Vaterland“ und den „Miesbacher Anzeiger“ konnte man lachen, und die offizielle bayerische Politik, die mit beiden nichts zu tun hatte, achten. Wenn aber jetzt mit Genehmigung der Besatzungsmacht die Bayernpartei zugelassen worden ist, so muß ihr Programm die allerschwersten Bedenken wecken. Was dort proklamiert wird schädigt nicht nur die Möglichkeit eines gesunden föderalistischen Aufbaus in Deutschland, sondern muß die Wiedergewinnung des deutschen Ansehens in der Welt stärkstens behindern. Wenn wir Deutschen eine Aufgabe haben, so die: eine Politik von morgen zu machen, und nicht eine solche vor vorgestern. Völlig überholte Anachronismen sind aber Bestrebungen, anstatt den deutschen Nationalismus endgültig zu begraben, einen neuen, noch dümmern Stammesnationalismus zu schaffen. Man stelle sich nur einmal vor, welches Gelächter in der Welt entstünde, wenn als künftige Vertreter eines Staates, der einmal in dem Vereinten Europa einen Platz haben möchte, weißblaue Hanswürste wie der unselige Professor F i s c h b a c h e r präsentiert werden würden. Über seine clownmäßigen Eskapaden kann man nicht lachen — um so weniger, wenn eine Partei, die ernst genommen zu werden wünscht, sich einen solchen unfreiwilligen Komiker leisten zu können meint. Bayern hätte sich ein unsterbliches Verdienst um Deutschland und die Welt erwerben können, wenn es die von Fischbacher proklamierten Grundsätze gegenüber Hitler und seiner Verbrecherclique angewandt hätte. Über ein Hervortreten Herrn Fischbachers im Widerstand dagegen ist nichts bekannt. Heute wütet er gegen die Ärmsten der Armen, die vertriebenen Deutschen, die in Bayern eine sehr kärgliche Unterkunft gefunden haben, und will sie austreiben. Hier sollen einige Worte Fischbachers ihren Platz finden:

„Das Ziel der Zeit ist ein starkes Bayern, wie vor 1866. Denn wir Bayern wollen uns — soweit wir Nazis waren — nur von bayerischen Richtern ver-

urteilen lassen. Denn nur Preußen sind das Verhängnis Deutschlands gewesen. Wer sich heute zu Bismarck bekennt, bekennt sich auch zu Hitler. Wenn Hitler auch aus Braunau stammte, so ist er doch ein Preuße gewesen. Denn Preußen ist ein Land der Barbarei. König Maximilian II. hat durch die Berufung norddeutscher Gelehrter (Ranke!) die bayerische Kultur versaut. Eine Ehe zwischen einem Bayern und einer norddeutschen Blondine ist eine blutige Schande. Die Preußen sollte man überhaupt alle nach Sibirien schicken! Wir werden es mit allen Mitteln zu verhindern wissen, daß Bauernhöfe, deren Besitzer ausgestorben sind, Flüchtlingen übergeben werden. Wenn die Preußen von ‚doofen‘ Bayern sprechen, so haben sie insofern recht, als die Bayern so doof sind, sich von den Preußen alles gefallen zu lassen. Wenn auch der Kampf um die Freiheit Bayerns ein Kampf auf Leben und Tod würde und die Bayernpartei mit ‚Märtyrern‘ rechnen müßte, so ist der Endsieg der bayerischen Sache doch gewiß. Werft also die Preußen, dieses ‚Zeugs‘, aus Bayern hinaus!“

Das sind wortgetreue Auszüge aus Reden Fischbachers in den Jahren 1947 und 1948, die er in Wasserburg am Inn, Rosenheim, Traunstein, Bad Aibling und Bamberg gehalten hat.

Einen schändlichen Erfolg hatte seine gemeine Hetze gegen die nichtbayerischen Deutschen bei einer Versammlung im November 1947, die die Bayernpartei in Fürstenfeldbruck abhielt. Hier stellte sich ein Schwerkriegsbeschädigter aus Norddeutschland nach der Rede Fischbachers als Norddeutscher vor und bat Dr. Fischbacher um eine Fahrkarte nach Norddeutschland. Eine von Fischbacher aufgewiegelte Horde von Ur-Bajuwaren fiel über den Kriegskrüppel her und mißhandelte ihn schwer. — Ob der Wagnermeister aus Degerndorf, der einen fünfzehnjährigen Flüchtlingsjungen, den letzten Sohn seiner Eltern, den er nachts in seinem Obstgarten fand und mit einem Prügel totgeschlagen hat, auch zur Gefolgschaft Fischbachers gehört, ist noch nicht festgestellt. In der ganzen Welt aber, wie man auch in der Schweizer Presse lesen konnte, hat das Urteil des urbayerischen Landgerichts Traunstein helle Empörung hervorgerufen. Für diesen Mord — denn um einen solchen und nicht um Totschlag handelte es sich, da der Wagnermeister lange Zeit hinter dem armen Jungen herlief, bis er ihn erschlug — verurteilte es den Mörder zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis! So wirken sich die von Fischbacher vertretenen bajuvarischen Kulturbestrebungen aus.

Wir fühlen uns mit vielen bayerischen Kreisen durch lange Jahre und aus der Widerstandszeit eng verbunden. Wie lange wollen diese Kreise es dulden, daß durch Menschen wie Fischbacher und seine Anhänger ebenso wie durch die häßliche Intoleranz, die auch wieder auf das konfessionelle Gebiet übergreifen droht, das Ansehen Bayerns weiter auf das schwerste und vielleicht unwiderruflich geschädigt wird?

**Vom Übermut der Ämter.** Wenn bereits Hamlet, der Däne und überdies noch Kronprinz war, schon über den Übermut der Ämter klagte, was sollen denn erst wir Deutschen sagen, die wir keine Dänen und ganz gewiß keine Kronprinzen sind? Wir, deren gesamtes Dasein behördlich geregelt ist, wir, die wir ganz und gar aus Papieren, Registrierscheinen und Ausweisen aller Art bestehen, so daß man sich weit eher einen Ausweis ohne die dazugehörige Person, als eine Person ohne Ausweis vorzustellen vermag? Vom



Haupternährungsamt der Stadt Berlin mit seinen 5000 Angestellten, deren Zahl in einem umgekehrten Verhältnis zu der Menge der zu verteilenden Lebensmittel zu stehen scheint, schlingt sich eine einzige riesenhafte Kette von Behörden um unser ganzes Dasein und erstickt die bescheidenen Reste bürgerlicher Freiheit, die in einem besiegten und vom Feinde besetzten Lande noch möglich sind. Das Wohnungsamt späht in den letzten Winkel unserer räumlichen Existenz hinein, das Speisekammergesetz durchleuchtet die auch so leeren Vorratskammern, während ein entsprechendes Gesetz für die gewerbliche Wirtschaft Bestandsaufnahmen von Roh- und Hilfsstoffen in allen Betrieben anordnet, und eine Unzahl von Strafbestimmungen schwebt wie ein Damoklesschwert über dem Haupte jedes Einzelnen, der sich sozusagen mit jedem Atemzuge strafbar macht. Es gibt kein Land, das mit so vielen Gesetzen verwaltet wird wie das heutige Deutschland. Obwohl nur die Besatzungsmächte und die einheimischen Behörden Gesetze erlassen können, ist die gegenwärtige Gesetzgebung äußerst kompliziert und umfaßt alle möglichen Kategorien. So weichen die von den Besatzungsbehörden erlassenen Gesetze voneinander ab, je nachdem sie von der Militärregierung oder dem Kontrollrat stammen, während die von den deutschen Behörden ausgearbeiteten von drei Stellen herrühren, dem Landtag, den Ministerpräsidenten der Länder und dem Wirtschaftsrat der Doppelzone. Dazu kommt noch eine große Zahl aus der Zeit vor der Besetzung stammende Gesetze, die teilweise oder ganz in Geltung geblieben sind und für deren Respektierung die Polizei zu sorgen hat. Zu Beginn dieses Jahres befaßte sich der Kontrollrat mit seiner dritten Proklamation, seiner 59. Anweisung und seinem 61. Gesetz. Die Militärregierung ihrerseits hatte bis Ende 1947 insgesamt 6 Proklamationen, 22 Anordnungen, 26 Gesetze und zahlreiche sonstige Befehle, Bestimmungen, Vorschriften usw. erlassen. Besonders verzwickte ist die Lage in Berlin. Die Befehle und Verwaltungsbestimmungen, die für die ganze Stadt gelten, werden von der alliierten Viermächtekommandantur erlassen, andere Verfügungen nur von einer einzigen Macht, und sie sind daher auch nur für den von dieser Macht besetzten Sektor gültig. Die allgemeine Verwirrung, die aus dieser Überfülle von gesetzgebenden und verordnenden Stellen folgt, wird nun noch durch den Eifer der deutschen Behörden gesteigert, die vielfach päpstlicher als der Papst sind und die an sich rigorosen Vorschriften der Alliierten in ihrer praktischen Anwendung noch verschärfen, wie das jeder Unternehmer bezeugen kann, der mit dem Ernährungsamt den Kampf um die Einstufung seiner Arbeiter auszufechten hat. Besonders interessant in dieser Hinsicht ist der kürzlich in den Tageszeitungen behandelte Fall des Studienrates Dr. Wunderlich, der sich weigerte, den von der deutschen Polizei vorgeschriebenen Antrag auf Erteilung einer Kennkarte zu stellen und bei dem gegen ihn geführten gerichtlichen Verfahren von der Polizei die Vorlage des diesbezüglichen Kontrollratsbeschlusses forderte, ohne daß die Polizei in der Lage war, dieser Forderung zu entsprechen. Nicht minder zweifelhaft erscheint die von deutschen Behörden behauptete Verpflichtung des Schriftstellers, sich registrieren zu lassen und die Erteilung eines Berufsausweises zu beantragen: eine an sich groteske, vielfach in witziger Weise in der Presse glossierte Maßnahme, die sich in der Praxis schon deshalb als unmöglich erweist, weil weder das Arbeits- noch ein anderes Amt

in der Lage ist, die Qualifikation des Einzelnen als Schriftsteller oder Künstler festzustellen. Der „Übermut der Ämter“ findet gerade in diesem Versuch, den Geist zu registrieren, einen besonders kennzeichnenden, an die Nazizeit erinnernden Ausdruck, und man kann mit Genugtuung den geschlossenen Widerstand aller Schriftsteller von Rang und Geist gegen diesen amtlichen Bevormundungswahnsinn feststellen. Es gehört überhaupt zu den wenig hoffnungsvollen Aspekten der Gegenwart, daß die erbitterte Sabotage gegen die Zwangswirtschaft und gegen die Ämter wächst, wie z. B. die Speisekammerfragebogen durchweg unausgefüllt dem Papierkorb überantwortet worden sind.

**Ein notwendiges Wort.** In Deutschland gehört es zum täglichen Briefeingang der Hitler-Gegner, daß mindestens ein belasteter Pg. um einen „Persilbrief“ bittet. Wem man mit gutem Gewissen helfen kann, dem hilft man gerne. Schwieriger schon ist es, wenn solche Briefe mit abstoßender Heuchelei verbrämt sind, wie sehr alle diese vielen unbekannten Freunde um den Adressaten während seiner Haft gezittert und für ihn gebeten haben, während sie in Wirklichkeit ängstlich vermieden, ihn in der Öffentlichkeit zu grüßen, aus Angst vor Kompromittierung, und für seine Angehörigen in ihrer Not nicht einen Finger rührten. Aber der Spaß hört auf, wenn sogar Mitglieder des SD und des Reichssicherheitshauptamtes ihre Opfer jetzt um Fürsprache bitten!

Zu Schädlingen am deutschen Volke werden atch alle die, welche in widerlicher Weise in Briefen an ihnen unbekannte Ausländer um Liebegabepakete schnorren — so manche Schweizer wissen ein Lied davon zu singen — oder sich an Deutsche draußen um Hilfe sogar bei geplanter Auswanderung wenden und sich damit brüsten, wie viele Gefälligkeitatteste sie sich schon verschafft haben, um die Spruchkammern glatt zu passieren. Die ganz Schlaunen sammeln Atteste für alle Fälle und hoffen, durch sie nach Beendigung der Entnazifizierung mit weißer Weste dazustehen. Die Verachtung, die sie sich ihrer erbärmlichen Haltung wegen zuziehen, wissen sie zu tragen und spekulieren bei den andern auf die anständige Gesinnung, über die sie selber nicht verfügen. Wie weit die Unverfrorenheit geht, möge ein Brief des früheren deutschen Gesandten Dr. Franz Olshausen zeigen, der uns zur Verfügung gestellt ist und der einem dieser unverschämten Bittsteller die gebührende Antwort erteilt.

„Es ist wirklich sehr gütig, daß Sie sich meiner erinnern. Nur mutet es etwas merkwürdig an, daß diese Erinnerung sich erst in dem Moment einstellt, in dem Sie mir die Ehre antun wollen, mich mit der Erfüllung Ihrer Wünsche zu betrauen. — Es gehört offenbar zu den besonderen Eigentümlichkeiten so vieler, die durch all die Hitlerjahre hindurch dem verbrecherischen Regime ihre Hilfe geliehen haben und der Vorteile solcher Servilität teilhaftig geworden sind, nun auf einmal die traurigen Konsequenzen der illustren Periode des Dritten Reichs zu erkennen (übrigens nicht die Folgen für das gequälte deutsche Volk, sondern für die eigene wertere Person) und anzufagen, ob man ihnen nicht helfen könne, dem europäischen Elend zu entfliehen und ins Ausland zu gelangen. — Diese Hilfe aber gar von einem der wenigen zu erbitten, die es abgelehnt haben, als Helfershelfer der Nazis zu dienen, und die daher in besagter Periode als Bürger zweiter Klasse galten, um die, als es ihnen schlecht ging, die meisten jener Opportunitätsjünger und jetzigen Petenten, wie auch Sie, sich nie gekümmert haben — das, mein verehrter Kollege, deutet wirklich auf eine ungewöhnliche Naivität. — Da ich aber menschenfreundlich denke, will ich trotzdem und obgleich ich durch Hilfeleistung für eine Anzahl anständiger und bewährter

Antinazis, die unendliches Mitleid verdienen, sehr in Anspruch genommen bin, auf Ihre Anfrage, welchen Rat ich Ihnen geben könne, doch antworten: Gehen Sie zur zuständigen Stelle und erklären Sie, aus Eigennutz, Ehrgeiz und dergl. und ohne jedes Mitgefühl für die Millionen von Ihren Brotgebern ermordeten Unschuldigen leider die Charakterlosigkeit besessen haben, dem Nazismus Gefolgschaft zu leisten; stellen Sie sich in Erkenntnis dieser Verfehlung freiwillig zu einem Jahr schweren Arbeitsdienstes und erbitten Sie nun, daß man in Anerkennung dieser Ihrer Selbststellung mindestens 50 von den vielen kleinen Leuten und armen Teufeln, die aus wirklicher Not und Sorge um die Existenz ihrer Familien zu Hitler schwören mußten und jetzt dafür inhaftiert sind, freiläßt und ihnen wieder ein menschenwürdiges Dasein verschafft. — Das wäre, Herr ..., ein etwas würdigeres und edleres Verfahren, als, wie Sie es vorhaben, unter Berufung auf zwei Dutzend Gefälligkeitsatteste vor der Spruchkammer sich um die Verantwortung zu drücken. Sie sprechen geradezu mit Stolz davon, daß Sie auf diese Weise hoffen, statt als «Belasteter» als «Mitläufer» erledigt zu werden («erledigt» ist Ihr eigener Ausdruck!). Steigt Ihnen nicht die Schamröte ins Gesicht bei solchem Zynismus? Sehen Sie: die sogenannten prominenten Nazis waren Verbrecher, aber sie waren wenigstens in ihrer Art ganze Kerle, 100prozentige Verbrecher; ein «Mitläufer», der also trotz innerer Erkenntnis vom Übel der Partei dazu gehalten hat und sich jetzt wetterwendisch plötzlich als Unschuldslamm gebärdet, ist nicht Fisch noch Fleisch, ist ungefähr das Kümmerlichste und Verächtlichste, was man sich denken kann.

Aber, wie gesagt, wenn Sie meinem Rat folgen und mir den Nachweis führen, daß dies geschehen, verspreche ich Ihnen, nach Ablauf der gestellten Jahresfrist alles, was in meinen Kräften steht, zu tun, um Ihnen in dem gewünschten Sinne zu helfen.

In diesem Sinne grüßt Sie bestens Ihr Dr. Franz Olshausen"

**Kategorien und Kalorien.** Wenn man unser Zeitalter mit einer kurzen Formel bezeichnen wollte, so könnte man es wohl am besten das Zeitalter des Kategoriemenschen nennen, das Zeitalter, in dem die Menschen nicht mehr als lebendige und selbständige Einzelwesen, sondern nach bestimmten äußeren Merkmalen, der Zugehörigkeit zu einer Klasse, einer Organisation, einer Rasse eingeschätzt und, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, „eingestuft“ werden. Die Nazis haben daraus bekanntlich ein System von geradezu leuchtender Einfachheit gemacht: der Parteigenosse war der erstklassige, der Volksgenosse der zweitklassige Mensch, der Gegner und der Jude der gar nicht mehr klassige, sondern einfach der Untermensch. Eine so wunderbar vereinfachte Welt ließ sich dann zwar nicht tausend, aber doch zwölf Jahre lang regieren, bis sie endgültig zusammenbrach. Trotzdem scheinen wir die nazistische Epoche des Kategoriemenschen geistig nicht überwunden zu haben und sind immer noch weit entfernt von der Erkenntnis, daß man Menschen nicht nach äußeren Merkmalen, nach Partei- oder Rassezugehörigkeit, nach Glaubensbekenntnis oder Volkstum klassifizieren darf, sondern ihnen samt und sonders gleiche Menschenrechte zubilligen, sie bis zum Beweise des Gegenteils für anständige Menschen halten und sie im übrigen nach ihren persönlichen Leistungen beurteilen muß. Es hat lediglich eine Verschiebung stattgefunden: wir haben die Diktatur der Parteigenossen mit der der Nicht-Parteigenossen vertauscht. Die hoffnungslose, dumpfe Atmosphäre, die auf uns allen lastet, hat nicht nur politische und nicht nur wirtschaftliche Gründe. Sie folgt namentlich aus der Enttäuschung darüber, daß wir den Nazismus trotz der Opfer, mit denen seine Beseitigung verbunden war, in Wirklichkeit nicht losgeworden sind, sondern ihn mit verändertem Vorzeichen beibehalten haben. Das mechanische Denken, das den Menschen nur als Objekt behördlicher Maßnahmen ansieht, wirkt sich nicht nur in der Kategorisierung, sondern auch in der — wenn man so sagen



darf — Kalorisierung des Menschen aus. Es gehört zu den besonders nachdenklich stimmenden Erscheinungen unserer Zeit, daß man das tägliche Brot des Menschen, das dieser früher mit frommer Ehrfurcht aus der Hand Gottes empfing, in sogenannte Kalorien aufgelöst hat, die den Spott des gesunden Menschenverstandes herausfordern, während sie als wissenschaftliche Theorie bekanntlich nur einen zweifelhaften Wert haben. Offenbar haben es die Regierungen auf der ganzen Welt verlernt, in den Menschen lebende Wesen, Gottes Geschöpfe, zu sehen und dem täglichen Brot gegenüber das leise Gefühl religiöser Scheu früherer Geschlechter zu empfinden. Das hängt natürlich mit der für frühere Begriffe unvorstellbaren Not zusammen, die heute infolge der menschlichen Torheit trotz aller technischen Fortschritte in der ganzen Welt herrscht und der man mit Kommissionen, Enqueten, Berichten, Protokollen, Ausschüssen, Unterausschüssen, sowie Plänen im Stil des Marshall-Planes ohne jeden Erfolg beizukommen sucht. Bei all dieser rastlosen Betriebsamkeit, hinter der zum Teil viel guter Wille steckt, ist die Menschheit so verwirrt, so hilflos geworden, daß sie sozusagen den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht, sich in Klügeleien und Grübeleien verliert und Kalorien auf dem Papier errechnet, während lebendige Menschen zu Millionen elend zugrunde gehen. Gewiß ist eine Aufhebung der Zwangswirtschaft in einer Welt, die so stark unter dem Zeichen des Mangels steht, noch nicht überall möglich. Aber die so oft beklagte behördliche Verständnislosigkeit, mit der diese Zwangswirtschaft gehandhabt wird, die Vernachlässigung der selbstverständlichsten menschlichen Bedürfnisse, das weltfremde Denken in Kalorien, die der politischen Kategorisierung und Registrierung gleichkommende wirtschaftliche Mechanisierung des Menschen, das alles sind Übel, die uns nicht die Natur zufügt, sondern mit denen wir uns selbst belasten und die wir zu erkennen und zu überwinden vermögen.

**Die Priester des Rechts.** Wenn man die geistige Krise der Gegenwart mit einem einzigen Worte bezeichnen will, so wird man sie wohl am besten eine Krise des Rechtes nennen. Sowohl im Völker- wie im Privatrecht sind die seit Jahrtausenden in Geltung gewesenen Grundbegriffe in einer Weise außer Kraft gesetzt, die in Europa völlig neu ist. Seit der historischen Order in Council, durch welche die englische Regierung im September 1914 den Grundsatz der Unantastbarkeit des Privateigentums im Kriege, einen der wichtigsten Pfeiler des Völkerrechtes, aufhob, sind die Begriffe der persönlichen Freiheit, der Heiligkeit des Eigentums unter der Einwirkung zweier Weltkriege immer mehr ausgehöhlt und die letzten Spuren des Völkerrechtes in dem letzten totalen Kriege hinweggeschwemmt worden. Raub, Mord, Annektion, Vernichtung unerwünschter Personenkreise, Austreibung ganzer Bevölkerungsgruppen sind zu täglichen Erscheinungen geworden, wobei sich kennzeichnenderweise die Täter derartiger Verbrechen des besten Gewissens erfreuen und sich ihrer Aktionen, insbesondere der Austreibungen, noch rühmen, während man in Versailles wenigstens noch versuchte, völkerrechtswidrige Aktionen zu bemänteln und mit den Wilsonschen Punkten in Einklang zu bringen. Diese unheilvolle Entwicklung hat eine lange Vorgeschichte. Nationalismus, Imperialismus und Militarismus, die „trahison des clercs“, haben seit annähernd hundert Jahren das Denken der Völker in immer stärkerem Maße beeinflusst und das früher so

klare Gefühl für Recht und Unrecht so abgeschwächt, daß zuerst in Sowjetrußland, dann in Hitler-Deutschland allen Ernstes der ruchlose Grundsatz proklamiert werden konnte, Recht sei, was dem russischen Proletariate, dem deutschen Volke nütze. Als eine der vielen Ursachen dieser geistigen Katastrophe muß der noch viel zu wenig gewürdigte Umstand gelten, daß bereits vor Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches und vollends nach der Jahrhundertwende das Studium des römischen Rechtes mit seiner kristallklaren Logik und ethischen Erhabenheit immer mehr außer Gebrauch kam und die Studierenden schmählicher Weise kaum noch eine Stelle der Digesten oder Institutionen richtig zu interpretieren vermochten. Nichts ist so falsch wie die in Laienkreisen verbreitete Annahme, das Wesen der römischen Rechtswissenschaft erschöpfe sich in spitzfindigen Haarspaltereien und weltfremden Theorien, und nichts kann vielleicht diese dilettantische Hypothese in so drastischer Weise widerlegen wie ein Blick auf die beiden großen Juristen des römischen Altertums, die nicht nur Fachgelehrte, sondern Philosophen und wahrhafte Priester, ja, Märtyrer des Rechts gewesen sind. Wurde doch Domitius Ulpianus, der Lehrer und Vormund des Kaisers Alexander Severus, von den aufrührerischen Prätorianern erschlagen, als er sie zu Zucht und Ordnung anzuhalten versuchte, während Aemilius Papinianus, einer der höchsten Beamten des Römischen Reiches, von Caracalla ermordet wurde, gegen dessen gesetzlose Tyrannei er aufzutreten wagte. Dieser priesterliche Charakter des Gesetzes ist in den letzten Jahrhunderten immer mehr abhandengekommen. Man hat sich daran gewöhnt, das Recht unter Außerachtlassung seines metaphysischen und ethischen Charakters lediglich als eine Technik in der Regelung menschlicher Beziehungen anzusehen, als eine „Waffe im Kampfe des Proletariats“, wie es so ansprechend in Sowjetrußland heißt, oder als eine Waffe im Kampfe der Partei gegen das eigene Volk und gegen andere Nationen, wie es zur ewigen Schmach Deutschlands der deutsche Richterstand, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, unter Führung des Legalisierungs-Gürtner getan hat. Es wäre übertrieben, zu behaupten, daß allein die mangelhafte Kenntnis des römischen Rechts an dieser Entwicklung schuld ist. Aber ohne Übertreibung kann man sagen, es wäre niemals so weit gekommen, wenn der deutsche Richterstand in seiner Gesamtheit von jener gewaltigen Stelle im Eingange der Digesten durchdrungen gewesen wäre, die hier im Original folgen soll, da jede Übersetzung ihre monumentale Wucht abschwächen würde: „Juri operam daturus prius nosse oportet, unde nomen juris descendat. Est autem a justitia appellatum: nam, ut eleganter Celsus definit, jus est ars aequi et boni. Cuius merito quis nos sacerdotes appellet: justitiam namque colimus, et boni et aequi notitiam profite-mur, aequum ab iniquo separantes, licitum ab illicito discernentes, bonos non solum metu poenarum, verum etiam praemiorum quoque exhortatione efficere cupientes, veram, nisi fallor, philosophiam, non simulatam affectantes.“

**Dr. Eugen Rentsch †.** Am 8. März dieses Jahres starb in Zürich der Verleger Dr. Eugen Rentsch, dessen Name weit über die Grenzen der Schweiz in den Kreisen des Buchhandels und der geistig interessierten Leserschaft aller Völker Glanz und Geltung hatte. Der gebürtige Schweizer hat in Deutschland seine Arbeit begonnen in einem großen Münchener Verlage und dort selber einen Verlag gegründet, ehe er in seine Heimat zurückkehrte. Dort setzte er

sich sehr bald dank der Vorzüge seiner Gaben und seines Charakters durch und hat nach dem offiziellen Zeugnis des Schweizer Verlagsbuchhandels diesem entscheidende Impulse gegeben. In der langen Zeit seiner Berufsarbeit — er starb im Alter von 71 Jahren — hat er einen Verlag aufgebaut, der durch die Auswahl seiner Autoren und durch die Unbeirrbarkeit seines Wirkens für seine Autoren, begründet in dem hohen kulturellen Verantwortlichkeitsgefühl des Verlegers, einen wesentlichen und unvergänglichen Beitrag zum Schrifttum in deutscher Sprache geliefert hat. Ihm ging es niemals um raschen und lauten Erfolg seiner Bücher, ja, er hat bewußt Bücher und Autoren abgelehnt, die dank ihrer Effekthascherei einen großen materiellen Erfolg versprachen. Wem aber Rentsch sein Interesse zuwandte, der konnte auf ihn zählen. Wie wenige Schweizer Verleger hat er für seine Autoren alle Mittel einer klugen und vornehmen Werbung eingesetzt. Er hatte auch ein feines Gefühl für die Notwendigkeit einer organischen Verbindung zwischen Inhalt eines Buches und seiner typographischen und äußeren Gestaltung. So hat jedes seiner Verlagswerke ein besonderes Gesicht erhalten, das dem Wesen des einzelnen Buches volllauf entsprach.

Eugen Rentsch war kein Mann des Kompromisses und der Konzessionen. Mit der Charakterfestigkeit des gebürtigen Berners lehnte er alles Unechte ab, hielt aber dem Echten unverbrüchliche Treue. Was Rentsch für das Schweizer Geistesleben geleistet hat, gehört der Schweizer Literaturgeschichte an. Es genügt, auf die Verlagskataloge zu verweisen, um nicht nur die Vielseitigkeit seiner umfassenden Arbeit, sondern auch die Qualitätstreue zu erhärten. Zu den Autoren seines Verlages gehören: Erich Eyck mit der dreibändigen Bismarck-Biographie; Wilhelm Röpke mit seinen wesentlichen Büchern, Max Picard, Rudolf Kassner, Annette Kolb, Gottfried Guggenbühl mit der zweibändigen Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Kunstpublikationen von Poeschel, Jedlicka, A. von Salis, Octave Aubry mit seinen Werken über Napoleon, Geistesgrößen wie W. von Humboldt, Winckelmann und Ranke mit Neuauflagen — um nur einiges aus dem reichen Schaffen zu nennen. Eines seiner Verlagswerke sei besonders erwähnt. Im Jahre 1911 ließ Eugen Rentsch in München Jeremias Gotthelfs „Geld und Geist“ erscheinen. Der Wiedererweckung dieses unvergänglichen großen Schweizer Erbes hat er weiter gedient und hat seine Arbeit gekrönt mit der klassischen 27bändigen Ausgabe des Gesamtwerkes von Gotthelf. Ein Geschenk, das er nicht nur der Schweiz und der deutschen Literatur, sondern der Welt gemacht hat, für das allein schon ihm der volle und ehrliche Dank aller an den wahren geistigen Werten der Menschheit interessierten Kreise gebührt. — Wenn auch seine Persönlichkeit unersetzlich ist, so ist Gewißheit gegeben, daß sein Sohn und Erbe die Arbeit des Vaters in seinem Sinne fortsetzen wird.

**Branitzer Platz 3.** Es gibt nur sehr wenige Stellen, die ein Wahrzeichen nicht nur für eine gute Zusammenarbeit zwischen britischen Dienststellen und Angehörigen des deutschen Volkes, sondern auch für einen echten menschlichen Kontakt zwischen Vertretern beider Völker geworden sind. Das ist durch die Umstände, unter denen die britische Armee nach Deutschland kam, und die anfängliche völlige Ablehnung jeglicher „Fraternisierung“ bedingt und erklärlich. Ebenso erklärlich ist es aber auch, daß die Deutschen die Plätze be-



sonders beachten und hochschätzen, an denen bei aller Kühllheit der offiziellen Beziehungen menschliche Bindungen sich ergaben. Zu ihnen gehört das Haus Branitzer Platz 3. Und das ausschließliche Verdienst, daß hier ein Platz guter menschlicher Beziehungen und produktiver Zusammenarbeit zwischen Engländern und Deutschen entstand, gebührt dem Engländer Reginald E. Colby. Er wurde am 9. November 1906 in England geboren und studierte nach Absolvierung der Schule in den Jahren 1924 bis 1927 in Oxford. Von dort aus ging er fünf Jahre als Lehrer an die Kunstgewerbeschule in Wien, wo sich sympathische Verbindungen zu Österreichern knüpften und er Verständnis für kontinentale Fragen überhaupt gewann. In dieser Zeit kam er auch nach Berlin zu kurzen Besuchen. Er ging von Wien nach London, um als Journalist und Schriftsteller zu arbeiten. Nach Kriegsausbruch wurde er zur BBC berufen und nahm an der Landung in Madagaskar teil, wo er den Rundfunk und das Zeitungswesen für die englische Besatzungsgruppe betreute. Nach Rückgabe von Madagaskar an die Franzosen arbeitete er im anglo-amerikanischen Hauptquartier in Algier unter dem Oberkommando von General Eisenhower. Von hier aus leitete er die Radiosendungen nach Österreich des Senders der Vereinten Nationen. Diese Rundfunkzentrale wurde später nach Rom verlegt. Trotz seiner engen Beziehungen zu Österreich wurde er gegen seine Erwartung nicht nach Wien, sondern als Major nach Berlin kommandiert im September 1945. Colby arbeitete in der Berlin Information Control Unit in der Klaus-Groth-Straße und hat hier durch seine menschliche Aufgeschlossenheit vielen deutschen Journalisten und Verlegern tatkräftige und verständnisvolle Hilfe geleistet. Nach seiner Kommandierung in die Control Commission for Germany erweiterte er seine Zusammenarbeit im kulturellen Sektor wesentlich und schuf auf gesellschaftlicher Basis einen engen Kontakt mit vielen deutschen Schriftstellern, Künstlern und Journalisten. Jetzt ist Colby nach England zurückgekehrt. Er kann die Gewißheit mitnehmen, daß die in Deutschland geknüpften Beziehungen lebendig bleiben werden.

## Auslandsstimmen

### „Keine Menschlichkeit für Deutsche“

unter diesem Titel schreibt Oswald Garrison Villero in Nr. 208 der „Human Events“:

„Die Deutschen können keine Geldsendung vom Ausland empfangen, große oder kleine, nicht einmal von Freunden und Verwandten aus Übersee, obwohl die großen Summen, die auf diese Weise nach Deutschland hineinströmen würden, die deutschen Lebensbedingungen ver-

bessern und die staatlichen Ausgaben vermindern würden. Infolgedessen können die Deutschen keine ausländischen Bücher, Zeitungen und Zeitschriften kaufen. Nur sehr wenige amerikanische Veröffentlichungen gelangen in deutsche Hände, während die deutsche zensiurierte Presse natürlich hinsichtlich der Übermittlung von Tatsachen unter Bildung einer freien öffentlichen Meinung völlig unzureichend bleibt. Alle unsere Bestrebungen hinsichtlich der Entnazifizierung und Demokratisierung sind von vornherein zum Scheitern verdammt durch

den Materialmangel an Schulbüchern, wir können auch nicht durch die Gewerkschaften und andere Organisationen Einfluß auf die Erziehung nehmen, weil wir die wichtigen Bücher und Zeitschriften, welche die Deutschen mit unseren Lebensgewohnheiten und demokratischen Anschauungen vertraut machen könnten, systematisch zurückhalten. Wenn unsere Regierung nur die hohen Postgebühren, die auf Nahrungsmittel- und Kleidungsapakete erhoben werden, auflockerte und ebenso die gegenwärtige Gewichtsbeschränkung auf 22 Pfund erhöhe, dann würde sich der Prozentsatz der Hilfssendungen aus Amerika beträchtlich erhöhen. Was noch schlimmer ist: die Deutschen und Österreicher können nicht die notwendigsten Materialien für Krankenhäuser kaufen; nicht einmal Gummihandschuhe und Toilettengegenstände, ebenso wenig wie die notwendigsten Heilmittel. Wenn sie Penicillin und Streptomycin erhalten, noch dazu in ganz unzureichenden Mengen, so geschieht das teilweise deswegen, weil die Militärregierung fürchtet, daß venerische und andere ansteckende Krankheiten unter unseren Truppen verbreitet werden könnten. Reisen sind für Deutsche so gut wie unmöglich, sogar Geschäftsleute und Verkäufer unterliegen strengen Einschränkungen, obwohl die Militärregierung versichert, daß sie die Wirtschaft der Bizone aufbauen will. Es ist außerordentlich schwierig für einen Deutschen, die Erlaubnis zur Ausreise in die Schweiz zu erlangen, obwohl die Schweizerische Regierung im allgemeinen keine Schwierigkeiten macht. Uns ist der Fall einer älteren Dame bekannt geworden, die auf ihr Gesuch um ein Ausreisevisum nach der Schweiz von einem amerikanischen Obersten beschuldigt wurde, sie wolle sich „der Hungerstrafe“ entziehen. Endlich können die Deutschen nicht verstehen, weswegen die deutschen Emigranten in Amerika, sogar solche, die während des ganzen Krieges amerikanischen Soldaten gewesen und als Hitlergegner bekannt sind, in vielen Fällen keine Erlaubnis erhalten, nach Deutschland zurückzukehren und ihren Landsleuten beim Aufbau eines demokratischen Staatslebens zu helfen. Sie werden durch einen Messingvorhang ferngehalten, der ebenso undurchdringlich ist wie der Eiserne Vorhang Rußlands...

In zwei Ansprachen vor der Londoner Konferenz hat General Marshall mit echt amerikanischer Bescheidenheit den vollkommnen Altruismus und die Selbstlosigkeit unserer Außenpolitik betont. Sie ist nach seiner Behauptung immer nur von den höchsten ethischen Motiven und von absoluter Gerechtigkeit geleitet gewesen. Leider hat er dabei den mexikanischen Krieg vergessen, welchen General Grant als den ungerechtesten Krieg, den jemals ein Starker gegen einen Schwachen geführt hat, bezeichnet hat, und ebenso unsern Überfall auf Spanien. Derartige selbstbeweihräucherische Interpretationen unserer Geschichte widersprechen nicht nur der Wahrheit, sondern auch den besten amerikanischen Traditionen. Und die Tendenz, das, was wir zur Zeit den Deutschen und Österreichern antun, noch mit einem Glorienschein von Heuchelei zu umgeben, ist der zweite wesentliche Punkt in unserer heutigen Politik. Diese Heuchelei wird von rücksichtslosen Kritikern unserer Politik immer aufs neue betont, ebenso von rückkehrenden Soldaten, Zivilbeamten und Journalisten. So hat Whitelaw Reid, der Herausgeber der New York Herald-Tribüne, erklärt, daß die Bedingungen, unter denen die Deutschen unserer Zone leben, »menschenunwürdig« sind. Den Patienten einfach sich selbst zu überlassen, steht in schroffem Widerspruch zu unserer historischen Politik, allen Völkern in Not zu helfen, zu dem Geist des General Grant in Appomattox, zu unserem Verhalten gegenüber den Philippinen nach der Eroberung, zu der gar nicht genug zu rühmenden, von Franklin Roosevelt verkündeten Politik der guten Nachbarschaft, zu allen demokratischen und humanitären Idealen, die wir stets als Grund für unseren Kriegseintritt proklamiert haben. Unsere sadistische Politik in Deutschland widerspricht überdies jeder Lehre, die uns die Geschichte gibt. Edelmüt erzeugt Edelmüt, und Barmherzigkeit Barmherzigkeit. Daran muß der Staatssekretär denken, wenn er die gegenwärtige amerikanische Außenpolitik in Übereinstimmung mit dem bringen will, was sie seiner Versicherungen nach heute ist und in der Vergangenheit war. Hier ist ein sichererer Weg zur Wiederherstellung guten Willens, wirklichen Friedens und Wohlfahrt für ganz Europa gegeben, als alle gegenwärtigen hysterischen Versuche,

demokratische Institutionen durch Herabgabe von Dollars zu erkaufen. Der gegenwärtige Verlauf der Dinge in Deutschland erweist, daß der Patient, selbst wenn er noch im letzten Moment gerettet werden kann, sich in der Gefahr befindet, diejenigen zu hassen, welche feierlich die Unmenschlichkeit des Krieges predigten und nach errungenem Siege die unmenschliche Behandlung des Besiegten zum politischen Prinzip erhoben."

## Die amerikanische Außenpolitik

wird in zwei ausgezeichneten Vorträgen behandelt, die die amerikanischen Professoren Pollock und Mason vor der „Foreign Policy Association“ gehalten haben und die jetzt unter den zahlreichen Publikationen dieser Gesellschaft im Druck erschienen sind (Midston-House, New York). Pollock, gibt in seinem Bericht einen Überblick über die verzweifelte Lage in Deutschland, das Zerstörungen und eine Niederlage erlitten habe, für die es in der Geschichte kaum Beispiele gebe. Von hundert Wohnungen in Deutschland seien fünfzehn völlig, dreiundzwanzig zum größten Teil zerstört und nur zweiundsechzig leicht oder gar nicht beschädigt. Das Gebiet Deutschlands sei durch die widerrechtliche Annexion Ostdeutschlands durch die Russen und Polen sowie der Saar durch Frankreich nahezu um ein Drittel verkleinert, und in dieses verkleinerte und zum größten Teil zerstörte Territorium seien noch mehr als zehn Millionen Deutsche nach ihrer Vertreibung aus dem Osten hineingeströmt. Ein großer Teil des geringen noch verbliebenen Wohnraums werde von den alliierten Besatzungstruppen in Anspruch genommen, und die Russen wie die Franzosen lebten, im Gegensatz zu den Engländern und Amerikanern, nicht nur aus dem Lande, sondern führten täglich enorme Mengen der noch vorhandenen sowie der neuproduzierten Werte aus. Pollock bezeichnet das Problem der polnischen Westgrenze und die dadurch verursachte Verstümmelung Deutschlands, das ohne diese Gebiete nicht leben könne, als die Schicksalsfrage Europas und hält die Aufrechterhaltung des Friedens für unmöglich, solange diese unhaltbaren Zustände andauerten. Amerika müsse sich angesichts der unter

russischem Druck vollzogenen Teilung Deutschlands auf den „unvermeidlichen Konflikt“ vorbereiten; durch längeres Zögern könne nichts gewonnen werden. Während Pollock die allgemeinen politischen Gesichtspunkte des Deutschland-Problems behandelt, beschäftigt sich Professor Mason mit dem wirtschaftlichen Problem Deutschlands und stellt fest, daß man in Amerika von der törichten Idee einer „industriellen Abrüstung“ Deutschlands völlig zurückgekommen und zu der Erkenntnis durchgedrungen sei, daß die Wiederherstellung der deutschen Wirtschaftskraft die Vorbedingung für die von der amerikanischen Regierung erstrebte Erholung Europas bilde. Auch der neue alliierte Industrieplan für Deutschland vom März 1946, der das Potsdamer Abkommen ablöste, erscheint dem Verfasser als unzureichend. Die industrielle Produktion Deutschlands müsse vielmehr darüber hinaus auf den höchstmöglichen Stand gebracht werden, wobei Reparationen aus der laufenden Produktion vorläufig unmöglich und erst dann, wenn Deutschland sich selbst in ausreichender Weise ernähren könnte, in Betracht zu ziehen seien. Eine Wiederaufrüstung Deutschlands müsse freilich verhindert werden, wozu aber nicht das generationenlange Verbleiben der Besatzungstruppen in Deutschland, sondern nur eine unauffällige und bei dem heutigen Stande der Technik leicht zu handhabende Überwachung erforderlich sei.

## Die Herausforderung von Prag

Die führenden englischen und amerikanischen Zeitschriften beschäftigen sich mit der russischen Aktion in Prag in eingehenden Leitartikeln. „The Spectator“ (5. März 1948) betont, daß die Russen durch ihren Prager Gewaltstreik endgültig die Maske gelüftet hätten und daß es nun Aufgabe der Westmächte sei, diesen Schlag zu parieren und dem russischen Vordringen vor allem in Frankreich und Italien Halt zu gebieten. Westeuropa stelle im Gegensatz zu der innerhalb des russischen Machtbereiches liegenden Tschechoslowakei ein den Russen überlegenes politisches Gebilde dar, wozu freilich entsprechend der Forderung Edens ein enger wirtschaftlicher, politischer und militärischer Zusammenschluß gehöre.



Ähnliche Gedankengänge äußert „The Economist“ (6. März 1948). Das Blatt meint, die russische Aktion in Prag sei zwar in erster Linie als eine Defensivmaßnahme zu werten, da die Einbeziehung der Tschechoslowakei in den russischen Machtbereich zur Sicherung der errungenen Position vom russischen Standpunkt aus als notwendig erscheine und der überall sinkende kommunistische Einfluß in den europäischen Staaten den Kreml mit Recht besorgt mache. Aber die Aktion sei zugleich als ein Zeichen der russischen Entschlossenheit anzusehen, den Kampf um die Welt Herrschaft aufzunehmen. Demgegenüber sei es Aufgabe der Westmächte, sich unter amerikanischer Führung fest zusammenzuschließen, unabhängige Regierungen in Frankreich und Italien aufrechtzuerhalten, den Marshall-Plan mit allen Kräften in Wirksamkeit zu setzen und noch einmal zu versuchen, ob Stalin, der immerhin gescheitert als Hitler sei, sich nicht noch in letzter Minute zum Nachgeben entschliesse. „The Manchester Guardian“ (4. März 1948) sieht in seinem eingehenden Washingtoner Korrespondenzbericht „Der Alarm in Amerika wächst“ eine solche Möglichkeit nicht und behandelt eingehend einen vertraulichen Bericht des auswärtigen Ausschusses über „Die Strategie und Taktik des Weltkommunismus“, in welchem ausgeführt wird, Stalin habe sich jetzt endgültig zu der Trotzki'schen Theorie der Weltrevolution bekehrt, und es sei kein Wunder, wenn dieser Bedrohung gegenüber die amerikanische Öffentlichkeit Europa als ihr Vorfeld und Interessengebiet betrachte und entschlossen sei, den Kampf um dasselbe aufzunehmen. Marshall wie Eisenhower seien der Auffassung, daß jeder Zwischenfall den Krieg herbeiführen könne. Eisenhower wird als aussichtsreicher Präsidentschaftskandidat bezeichnet, da Trumans Stellung durch den Widerstand der Demokraten in den Südstaaten geschwächt sei. Der Standpunkt Eisenhowers sei aus diesem Grunde von besonderer Wichtigkeit. Auch im „Observer“ (7. März 1949) beschäftigt sich der vielfach dort zu Worte kommende „Student of Europe“ mit der russischen Herausforderung in Prag und fordert ähnlich den bereits genannten Blättern einen festen Zusammenschluß der 270 Millionen Westeuropäer, der vor

allem auch militärisch aufgebaut werden müßte, um dem Vordringen Rußlands nach Westen Einhalt zu gebieten. Das sei um so notwendiger, als die Kommunisten inzwischen nicht müßig seien und „nicht nur mit geistigen Waffen kämpfen“, wie das die Aktionen in Griechenland und der Tschechoslowakei deutlich zeigen. Es müsse dieser Bedrohung gegenüber „eine wirkliche europäische Regierung“ geschaffen werden, wobei die einzelnen Staaten auf einem mehr oder minder großen Teil ihrer Souveränität verzichten müßten. Das klinge neu und ungewöhnlich, aber in abnormen Zeiten wie den jetzigen könnten nur kühne Entschlüsse und außerordentliche Maßnahmen helfen.

## Der Ostblock

bildet den Gegenstand eingehender Untersuchungen der englischen Wochenschrift „The Economist“. Im Leitartikel „Wie stark ist der Ostblock?“ (6. März 1948) wird die Stärke des Ostblockes untersucht, der aus Finnland, mit dessen Kapitulation man schon rechnet, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien und der russischen Zone in Deutschland und in Österreich bestehe und dessen räumliche Ausdehnung in einem Kartenbilde verdeutlicht wird. Das Blatt verkennet nicht, daß der Block zunächst ein imposantes Machtgebilde darstellt, bezeichnet aber die grundsätzliche Abneigung der osteuropäischen Nationen, die im wesentlichen Bauernvölker seien, gegen den russischen Agrarkommunismus als ein ernsthaftes Moment der Schwäche, wozu noch die durch den formellen Zusammenschluß keineswegs ausgeglichenen nationalen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Nationen kämen, während in dem völlig katholischen Polen auch die religiösen Momente eine Rolle spielten. Trotzdem dürfe man die Schlagkraft und Lebensfähigkeit des Blockes nicht unterschätzen, um so weniger, als die Kommunisten bei Ausübung ihrer Herrschaft vermutlich geschickter operieren würden als seinerzeit Hitler. Der Leitartikel vom 13. März: „Wie reich ist der Ostblock?“ untersucht die wirtschaftlichen Hilfsquellen des Blockes, die als beträchtlich bezeichnet werden und nach Auffassung des Blattes bei Durchführung der für alle Länder aufgestellten Vierjahrespläne

noch eine wesentliche Steigerung erfahren dürften. Insbesondere würde das Industriepotential Jugoslawiens am Ende des Planes 323 Prozent des Standes von 1939 betragen. Kohle, Blei, Zink, Chrom, Magnesium, Bauxit seien reichlich vorhanden, während Kupfer, Zinn und Gummi fehlten. Rußland sei im Begriff, die Stellung einzunehmen, die früher Deutschland in diesen Gebieten gehabt habe: die „industrielle Revolution“ werde sich im Osten Europas unter russischer Führung vermutlich in ähnlicher Weise vollziehen, wie vor hundert Jahren in Europa, nämlich durch Ausbeutung billiger Arbeitskräfte. Der bereits jetzt tief herabgedrückte Lebensstandard der dortigen Völker werde sich wahrscheinlich durch die Erfordernisse der russischen Politik und durch Rüstungsaufgaben noch weiter senken, worin ein ernsthaftes Hindernis für das Funktionieren des Blockes zu erblicken sei.

## Krieg erzeugt Krieg

Unter dieser Überschrift veröffentlicht W. H. Chamberlain, der nicht nur als Rußland-Spezialist hohes Ansehen in den angelsächsischen Ländern genießt, in Nr. 215 von „Human Events“ einen Leitartikel, in dem die beiden Weltkriege, vornehmlich der zweite, als Ausröttungskriege im Gegensatz zu den Kriegen des 18. und 19. Jahrhunderts hingestellt werden, „die im allgemeinen begrenzten Ziele hatten und mit dem Gedanken geführt wurden, der Feind von heute könne der Verbündete von morgen sein. Pitt oder Palmerston, Talleyrand oder Metternich, Bismarck oder Cavour hätten über die naive Einteilung der Völker in friedliebende Schafe und angriffslustige Böcke gelacht. Kriege waren Unternehmungen mit begrenzten praktischen Zielen, keine heiligen Kreuzzüge. Obwohl die lange Reihe der von der französischen Revolution entfesselten und von Napoleon fortgesetzten Kriege die größte Erschütterung in Europa hervorrief und die öffentliche Meinung in den Siegerländern von der primären Verantwortung Napoleons überzeugt war, kam der große korsische Abenteurer doch mit administrativer Verbannung davon, kein Tribunal wie das Nürnberger ward errichtet, kein Morgenthau-Plan suchte Frankreich in eine wirt-

schaftliche Wüste zu verwandeln. Die führenden Staatsmänner des Wiener Kongresses zeigten ebensoviel gesunden Menschenverstand wie praktische Humanität.“ Der Verfasser weist dann auf die Tatsache hin, daß kaum drei Jahre nach der Kapitulation der Achsenmächte bereits fünf neue Kriege im Gange seien, während der Krieg mit Rußland in immer drohendere Nähe rücke, da die Sowjetregierung das Nebeneinander Sowjetrußlands und der nicht-kommunistischen Welt für unmöglich halte und Vertragstreue nicht kenne. Da Rußland indessen zu schwach sei, um einen Krieg mit Amerika auszuhalten, sei es Aufgabe Amerikas, ohne Rücksicht auf Rußland die Wohlfahrt Europas wieder aufzubauen und dem russischen Vordringen überall in den Weg zu treten.

## Die Front gegen den Kommunismus

Die sozialistische „Tribune“ (5. März 1948), die den russischen Staatskapitalismus und Totalitarismus stets als unsozialistisch und freiheitsfeindlich bekämpft hat, greift in ihrem Leitartikel „Wenn Verräter hohnlachen“ den russischen Minister Wyschinski mit besonderer Heftigkeit an, weil er behauptet hatte, der Sozialismus könne nur im Wege einer Diktatur des Proletariats nach russischem Muster verwirklicht werden, und bezeichnet es als die historische Aufgabe der englischen Labour-Partei zu beweisen, daß es einen fortschrittlichen Sozialismus auch ohne russischen Totalitarismus mit Konzentrationslagern und Geistesknachtung gebe, ja daß ein solcher derartige Methoden geradezu ausschließe und daß jeder englische Sozialist sie entschieden ablehne. Eine höchst interessante psychologische Analyse des Kommunismus und seines geistigen Vaters Karl Marx bringt zum hundertjährigen Gedenktag des kommunistischen Manifestes die amerikanische Wochenzeitschrift „Time“ (Band 51, Nr. 8), indem sie die Ideen und Gefühlswelt Marxens auf drei Hauptbestandteile zurückführt: Mitleid mit den Enterbten, zu denen Marx sich schon seiner mißlichen Wirtschaftslage halber als zugehörig fühlte, Haß und Macht-hunger. Das Blatt stellt weiter die geistigen Erben Marxens dar, dessen Mit-

gefühl sich in englischen Sozialisten wie Sidney Wabb, dessen Haß sich in Mussolini und dessen Machthunger sich in Lenin fortgepflanzt habe. Besonders interessant ist ein kleiner Zug aus dem Leben Mussolinis, der als Vagabund in Lausanne sich auf zwei ältere Engländerinnen stürzte und ihnen ihr aus hartgekochten Eiern bestehendes Frühstück raubte. Heute seien die Kinder des Mitleids ausgestorben, und nur Haß und Machthunger, die sich vor allem in der düsteren und unheimlichen Gestalt Lenins verkörpere, seien übriggeblieben. Der freiheitlich gesinnte Westen aber stehe unter amerikanischer Führung dem russischen Machtstreben entschlossen gegenüber und sei bereit, die Kraft und Gesundheit seiner liberal-demokratischen und privatkapitalistischen Grundsätze zu beweisen und dem Kommunistischen Manifest ein besseres Credo entgegenzustellen. Die gleiche Nummer bringt eine charakteristische Abonnementseinladung einer neuen Wirtschaftszeitschrift „Fortune“, in welcher das Jahr 1948 als das Jahr der Entscheidung bezeichnet und an jeden einzelnen Amerikaner appelliert wird, der den Fortschritt als das Ergebnis freier und mutiger Privatinitiative betrachtet und sich nicht vom Staat am Gängelbände führen lassen will. Mit besonderer Schärfe wendet sich das gleiche Blatt (Band 51, Nr. 10) in einem „Die Schlachtfelder des Friedens“ überschriebenen Leitartikel gegen den Kommunismus und die heutige russische Politik, indem sie ironisch die bekannte Fotografie der Großen Drei in Potsdam bringt, auf welcher der lächelnde Truman die Hände seiner beiden gleichfalls lächelnden Kollegen zusammenfügt, und demgegenüber die fünfzehn Schlachtfelder aufzeichnet, auf denen sich der heute nach ursprünglichem Lächeln und Händeschütteln zu voller Heftigkeit entbrannte russisch-amerikanische Konflikt auswirke. Das Blatt stellt fest, daß nach dem zweiten München ganz Amerika erwacht sei, so daß selbst frühere Anhänger einer amerikanisch-russischen Verständigung ganz offen einen unprovokierten Angriff mit Atombomben auf Rußland forderten, wie der bekannte Leitartikler der „Associated Press“, I. M. Roberts, mitteile. Wenn der Westen noch länger warte, werde es ihm, so schließt das Blatt, ebenso ergehen, wie „dem armen alten Benesch in Prag“.

## Die Stimme der Schweiz

Die Übervölkerung Deutschlands wird von der Schweizer Zeitung „Die Tat“ vom 29. Januar 1948 als eine „schwindende Gefahr“ bezeichnet. Die derzeitige deutsche Bevölkerung mit 70 Jahrgängen (die älteren können der Einfachheit halber unberücksichtigt bleiben) beruht auf den Geburtenjahrgängen von 1875 bis 1945. Bis zum Jahre 1915 wurden in jeder Ehe durchschnittlich vier bis fünf Kinder geboren, so daß insgesamt in dem Zeitraum von 1875 bis 1915 im alten Reichsgebiet 76,5 Millionen Kinder zur Welt kamen. Das sind heute die 30- bis 70jährigen, die in der gegenwärtigen Bevölkerung (unter Einrechnung der noch nicht heimgekehrten Kriegsgefangenen) rund 45 Millionen ausmachen. Diese Jahrgänge werden bis zum Jahre 1985 praktisch abgestorben sein. An ihre Stelle werden dann die Jahrgänge getreten sein, die nach 1915 geboren wurden. Von diesem Jahr an ist die Geburtenrate in Deutschland rapid und dauernd bis auf wenig mehr als zwei Kinder im Durchschnitt jeder Ehe abgesunken und hat sich entgegen einer weitverbreiteten Auffassung auch während des Hitlerregimes nicht wesentlich und vor allem nur vorübergehend erhöht. Infolgedessen sind von 1915 bis 1945 im Reichsgebiet (nach dem Stand vor 1938) insgesamt weniger als 35 Millionen Kinder geboren worden, zu denen in den zehn Jahren bis 1955 noch höchstens 5 Millionen hinzukommen dürften, so daß im Jahre 1985 die 30- bis 70-jährigen allerhöchstens noch 25 Millionen ausmachen werden. Diese Altersgruppe wird also im Jahre 1985 um 20 Millionen Menschen schwächer sein, als sie gegenwärtig ist.

Wie stark aber wird die Altersgruppe der 0- bis 30jährigen im Jahre 1985 sein? Die Antwort auf diese Frage hängt von zwei Faktoren ab: einmal davon, wieviel Ehen zustande kommen, und zum anderen davon, wie hoch die Geburtenrate für jede Ehe sein wird. In dem Zeitraum von 1875 bis 1915 kamen durchschnittlich etwa 55 Prozent der Geborenen zur Eheschließung. Nimmt man den gleichen Prozentsatz an für die Geborenen von 1925 bis 1955 (rund 30 Millionen), so würden sich daraus noch nicht einmal 8 Millionen Ehen ergeben, aus denen die Geburten in den Jahren von 1955 bis 1985 hervorgehen könnten.



Die Geburtenrate müßte sich also wieder auf 4 bis 5 Kinder erhöhen, damit bei gleichbleibender Kindersterblichkeit und Absterbeordnung im Jahre 1985 ebensoviel 0- bis 30jährige vorhanden sein könnten, wie sie in der gegenwärtigen Bevölkerung vorhanden sind (rund 25 Millionen). Alle diese Voraussetzungen wären so überaus günstig angenommen, daß mit ihrer Realisierung kaum gerechnet werden kann, so daß man also auch für diese Bevölkerungsgruppe mit einem beträchtlichen Rückgang rechnen muß.

Setzt man sie sehr hoch, mit 20 Millionen, an, so würde die deutsche Bevölkerung im Jahre 1985 höchstens noch 45 Millionen ausmachen — und damit ihren Tiefstand noch nicht einmal erreicht haben.

Die Konsequenzen aus einer solchen Entwicklung (die in keiner Weise aufgehalten werden kann, weil ihre Ursachen in der Vergangenheit liegen) sind ganz klar.

Das verkleinerte Deutschland wird nicht mehr überbevölkert sein, sein Volk wird kein wachsendes, sondern ein ständig abnehmendes Volk und dadurch auch für seine Nachbarn keine Gefahr mehr sein.

Worauf es ankommt, ist nur, daß diese Tatsache heute schon als solche erkannt und begriffen wird, damit die Welt von einer Vorstellung befreit wird, die bisher als Druck auf ihr gelastet hat.

## 15 Millionen politische Gefangene

Im „Elseviers Weekblad“ (22. März 1948) schreibt Milton Lipson, ehemaliger Angehöriger des amerikanischen Secret Service: „Eine gründliche Untersuchung, die ich eben beendet habe, ergibt, daß auf der ganzen Welt 15 Millionen Menschen in Gefangenschaft schmachten. Im Jahre 1939 gab es nur fünf geheime Polizeiorganisationen auf der Welt, nämlich in Deutschland, der Sowjetunion, Japan, Spanien und Italien. Heute gibt es deren 39 in 36 Ländern, durchweg tonangebende Instrumente des modernen Staates. Dies könnte eine natürliche Nachkriegerscheinung sein, da einem Krieg ein politisches Chaos zu folgen pflegt. Was aber beunruhigt, ist ihre eindeutig dauerhafte Struktur und ihr alles durchsetzender Einfluß: in mindestens fünf Ländern gibt die Geheimpolizei den Ton

an im Polizeiwesen. Es sieht so aus, als ob es so bliebe. Die Sowjetunion besitzt drei geheime Polizeiorganisationen, während sie früher nur zwei hatte. Eine davon ist die Kontrollkommission der kommunistischen Partei, eine Organisation innerhalb der Partei, welche die Oberaufsicht ausübt und zur Befolgung der Richtlinien zwingt. Die Tscheka besteht nicht mehr, obschon die Erinnerung an sie weiterlebt. Sie wurde 1923 abgeschafft, ihre Funktion übernahm die OGPU. Später kam sie unter das Innenkommissariat, dessen Abkürzung NKWD identisch wurde mit der Geheimpolizei der Sowjetunion. Nachkriegsprobleme an der inneren Front verlangten von neuem eine Reorganisation der sowjetischen Polizei. Im Politbüro wurde ein koordinierender Körper geschaffen und dem Freund und Landsmann Stalins, Laurenti Beria, unterstellt. Das NKWD wurde unter zwei neue Körperschaften aufgeteilt: das Innenministerium oder MVD und das Ministerium für Staatssicherheit oder MGB. Die MVD ist keine Polizeiorganisation im engsten Sinne des Wortes. Ihr Chef ist V. S. Abakumov, ein fanatischer Kommunist. Ihr unterstehen die Gefangenenlager, deren Insassen zur Ausführung gigantischer Bauprojekte gebraucht werden. Obwohl die MVD-Beamten das Recht haben, jeden Verdächtigen in der UdSSR zu verhaften, machen sie wenig Gebrauch davon. Die ausgesprochene Polizeiarbeit überlassen sie der MGB. Ihr Chef ist W. V. Kruglov: er ist der Chef aller Polizisten in Uniform und Zivil, die in grünen Z-15-Limousinen lautlos durch die Dunkelheit fahren, an Türen klopfen und den Projekten Abakumovs Arbeiter verschaffen.“ Lipson analysiert dann die Verhältnisse in Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien und Polen, wo überall fanatische Kommunisten einen gewaltig ausgebauten Polizeiapparat beherrschen, in Spanien, wo es 106 245 politische Gefangene gibt, Griechenland, das gleichfalls mit einer erheblichen Zahl politischer Gefangener aufwarten kann. Die skandinavischen Länder, Holland und die Schweiz haben in ihrem Polizeiapparat politische Abteilungen, halten sich indessen beschränkt an die gesetzlichen Bestimmungen, während der britische CID (Criminal Investigation Division) und der allwissende SB (Special Branch) sich manchmal Eingriffe erlauben, die dem freiheitsgewohnten Engländer erstaunlich erscheinen.

## Der Tod der Dichterin

*Zur Erinnerung an den Todestag Annettes v. Droste-Hülshoff  
am 24. Mai 1848*

Ehe die Nebel der Krankheit die Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff in die tiefere Verschattung des Todes zogen, rauschte ihr Leben noch einmal zu einem einzigen großen Gloria auf.

Was hatten sie von ihr gewußt, die sie in den Familiensitz im Münsterland eingebettet hatten? Eine gehorsame Tochter des alten und bekannten Geschlechtes hatte sie dort sein und allenfalls Gedichte vom geistlichen Jahr schreiben dürfen, aber die Gluten, die in ihr brannten, hatte sie sorglich hüten müssen.

Aber nun — Annette reckte die zarte Gestalt — nun atmete sie die freiere Luft des südlichen Landes. In diesem Sommer 1841 war sie wieder eingekehrt in die alte Meersburg überm Bodensee bei der Schwester und dem Schwager Laßberg. Einen ganzen Sommer lang hatte sie die Weite und Lichtfülle des Sees, die Größe der Landschaft wie eine Befreiung von allzu großer Schwere im Geiste und im Blute genossen, bis das Jahr begann, sich in der tieferen Reife des Herbstes zu vollenden.

Warum nur, Annette, klopft dein Herz heute hastig, beinahe schmerzhaft? Bist du zu schnell die Treppe hinaufgestiegen, vorhin, als du aus dem Garten den Astenstrauß holtest, mit dem du das Turmzimmer deines jungen Freundes zum Empfang schmücktest? Schücking sollte heute kommen, Levin Schücking, ihr Landsmann, ihr Junge — — Junge? Ach ja, er war ein gut Teil jünger als sie selbst, und als er vor zwölf Jahren zum ersten Male nach Rüscha, dem Witwensitz ihrer Mutter, kam, war er wirklich noch ein Junge gewesen. Sein Mütterchen hatte er sie genannt, und bei dieser Anrede war es geblieben. Aber — Annette geriet ins Grübeln — was war inzwischen aus ihm geworden? All seine „Lapsigkeit“, mit der sie ihn so oft geneckt hatte, war von ihm abgefallen.

Nein, er wolle und könne jetzt nach Beendigung seiner juristischen Studien nicht in eine Beamtenlaufbahn eintreten, sondern er wolle in Münster als Schriftsteller arbeiten. Hatte er ihr kurz vor ihrer Abreise nach Meersburg erklärt. Dieser festen Männlichkeit gegenüber hatte sie sich nicht sogleich in die Rolle des Mütterchens von ehemals zu finden vermocht; erst als sie ihm die neuen Stücke ihrer Steinsammlung gezeigt hatte, war die Beklemmung von ihr abgefallen und die alte Vertraulichkeit über sie beide gekommen. So hatte er sich gern gefallen lassen, daß sie ihm jetzt die Stellung als Bibliothekar bei ihrem Schwager Laßberg hier auf der Meersburg verschaffe. Diese Stunde noch sollte ihn bringen.

Sie öffnete das Fenster ihres Zimmers. Kurzsichtig, wie sie war, konnte sie die Straße von Ueberlingen, auf der sein Postwagen kommen mußte, nicht überblicken.

In die tiefe Dämmerung des frühen Herbstabends waren schon die Ufer der Insel Mainau ihr gegenüber versunken, und die Fläche des Sees verlор sich bei

nahe farblos ins Ungewisse. Annette beugte sich weit hinaus. Auf ihr Gehör mußte sie sich jetzt verlassen. Aus dem Garten tief unter ihrem Turm, in dem sie wie eine einsame Schwalbe hauste, stiegen zarte Düfte später Reseden zu ihr empor. Noch brannte kein Licht unten im Städtchen, noch leuchteten keine Sterne. Still verdämmerte die Stunde.

„Der See verschimmerte mit leisem Dehnen, zerflossene Perlen oder Wolken-tränen“ — ging es Annette durch den Kopf. Ach ja, das Gedicht, kürzlich begonnen und nicht zur Vollendung gebracht. Sie war so lässig geworden, seit sie die „Judenbuche“ nochmals überarbeitet und die Abschrift der Gedichte vom „Geistlichen Jahr“ vollendet hatte. Die kranke Brust hatte sie gequält und Mattigkeit ihre Feder gelähmt.

Die Sterne wären aufgegangen und spiegelten sich im See. Licht drang aus den Fenstern der Burg, festliches Licht für den späten Gast. Annette löste sich aus ihrer Versunkenheit. Nun hörte sie auch wieder die Mühle im Grunde unter der Burg rauschen, Hufschlag auf der Straße und das Posthorn klingen.

Gleich mußte Schücking durch das Torgewölbe kommen. Schlug da nicht der Hund schon an — konnte sie ihrem Jungen nicht entgegeneilen wie daheim in Rüschaus? Aber was soll der Torwächter sagen? Man ist doch das Fräulein von Droste und hat ihm wohlgezogen drüben in den Gesellschaftsräumen zu begegnen. Wo blieb die Dienerin? Wie sah sie denn aus? Man mußte doch die Flechten neu aufstecken, vielleicht einen frischen Kragen zum dunklen Kleid — ach Annette, du hast wieder einmal zu lange geträumt!

Aber dann stand sie doch im Empfangszimmer, atemlos noch vom hastigen Lauf über weite Gänge und steile Treppen, stand neben Schwester und Schwager, und Levin Schückings blonder Kopf beugte sich über ihre Hand.

„Annette — Mütterchen —“

„Seien Sie willkommen, mein alter Junge“, sagte sie leise. Es war gut, daß Schücking sogleich von Laßberg ins Gespräch gezogen wurde, so war sie der üblichen Fragen nach dem Verlauf der Reise enthoben. Ihr genügte, er war hier, die Frische der Jugend lag über ihm, und seine blauen Augen blitzten, wenn er sprach.

„Nun bin ich bloß neugierig“, dachte sie, „ob Schwager Laßberg ihm alle Schlüssel zu seinen Sammlungen gibt? Er hütet sie ja mit Argusaugen, und bisher genoß niemand dieses Vertrauen. Immerhin, wenn Levin sie katalogisieren soll, wird er müssen.“

Oh, sie erhitzen sich schon in hochwissenschaftlichem Gespräch über die Handschrift des Nibelungenliedes, die Laßberg, wie man sagt, besitzt. Na, hoffentlich wird er sich nicht mit Levin in seine Inkunabeln und Minnelieder oder gar die Münzensammlung vergraben und dann nach seiner Gewohnheit nur noch mittelhochdeutsch mit ihm reden! Aber — Annette rief sich zur Ordnung — ging die alte Spottlust wieder einmal mit ihr durch? Laßberg, der siebzigjährige Burgherr, war hoch zu schätzen; schließlich war ihm auch die Erhaltung dieser uralten Merowingerburg zu verdanken. Und wie glücklich ließ sich die Ehe mit Jenny, Annettes schöner schlanker Schwester, trotz des großen Altersunterschiedes an. Vor sechs Jahren waren dem Paar noch Zwillingstöchterchen geschenkt worden. Lächelnd beobachtete Annette, wie die beiden



jetzt ihre artigen kleinen Verbeugungen vor dem fremden Gast machten. Nein, es war gut, daß Levin Schückings Ankunft sie aus ihrer Einsiedelei droben in ihren Turmzimmern riß; sie hatte sich in den letzten Wochen gar zu arg vergraben. Jetzt überließ sie sich freudig dem Behagen einer glücklichen Gemeinschaft.

In diesen sonnigen windstillen Oktobertagen, die wie eine große Vollendung im Ablauf des Jahres ruhten, befreite sich Annette von Droste noch einmal von aller Schwere ihres leidenden Körpers. Hatte es das jemals gegeben, Atemnot, wenn man beschwingt mit dem Freunde am Seeufer entlang ging oder auf den Wegen durch die Weinberge mit der Hand leise die tiefroten sonnenwarmen Trauben streifte? Ein wenig schneller klopfte das Herz, wenn man auf der Höhe angelangt war. Aber das war wohl das unnennbare Glück, mit des Freundes Augen, gleichsam zum ersten Male wie er, auf der Bühne dieser großartig aufgebauten Landschaft das sich immer wieder erneuernde Schauspiel des lebendig wogenden Sees und über ihm die glanzumflossene Alpenkette zu sehen.

Nein, für heute habe er genug von den staubigen Folianten. Der alte Herr habe ihn ganz schön geplagt, lachte Schücking fröhlich auf, wenn er Annette nachmittags zum Spaziergang abholte. Nun gehe es aber wieder hinauf zum Figel. Dieses rebenumrankte Häuschen droben im Weinberg und der kleine behende Wirt mit dem drolligen Zöpfchen im Nacken habe es ihm angetan.

Dann saßen sie in der Rebenlaube, und der „geschäftige Pygmäe“, so nannte Annette den Wirt mit dem Zöpfchen, brachte ihnen auf kristallener Schale Meersburger Trauben, so wunderbar reif, daß der rubinrote Saft ihnen bei der geringsten Berührung entquoll.

„Die Beeren weinen blutige Tränen um des Reifes Nähe“, murmelte Annette versunken.

Schücking legte seine warme lebensvolle Hand über ihre kühlen schmalen Finger.

„Oh, wer wird an des Herbstes reichem Tisch schon den Winter nahen sehen?“

Nein, Annette wollte ja diese Gegenwart genießen wie ein letztes gnadenvolles Gut. Sie hob den Kopf — er war ihr immer ein wenig schwer unter dem starken Haar — voller Wunder war das Dasein. Sieh, die Türme von Konstanz funkeln in der Abendsonne und jetzt, o jetzt beginnt drüben der Säntis wie ein Märchenschloß aus rotem Golde zu glühen.

Versunken genossen sie die große Schönheit, bis die Kühle des Abends vom See heraufdrang.

\*

In dieser Nacht fand Annette keinen Schlaf. Man hörte sie noch lange auf ihrem Spinett spielen.

Was ist es mit dir, Annette, bist du so trunken von der Sonne dieses Tages oder von der Jugend an deiner Seite? Aber ach — sie stöhnte — „Jahre reih'n sich tückisch aus Minuten“ — hatte sie das nicht einmal selbst niedergeschrie-

ben — „alle brechen auf im Herzen, alle mir wie Wunden bluten“. Oh, es sind die Jahre, die sie von diesem so erstaunlich schnell zum Manne gewordenen jungen Menschen trennen.

Sie zündete die Kerzen zu beiden Seiten des Spiegels an. Es war ihr plötzlich nicht mehr gleichgültig, ob ihr Haar schon von weißen Fäden durchzogen war oder nicht. Nein, blond wie eh und je türmte sich schwer auf dem Haupte die Flechtenkrone, die Locken zu beiden Seiten der Schläfen fielen voll auf die Schultern. Sieh nur, die Wangen hatten sich in der Sonne dieser letzten Tage gerötet, und ihr Mund konnte wieder lächeln, daß die Zähne blitzten. „Flackert doch nicht so, ihr Kerzen, ihr werft mir ja Schatten übers Angesicht, Doppellichter, die mir das Lächeln zu einer leidensvollen Maske verziehen. Phantom!“ — Annette erschauerte zutiefst im Blute — „du wandelst dich zur Totenmaske!“ Abwehrend hob sie die Hände. „Du bist nicht meinesgleichen — weiche von mir, zweites Gesicht.“ Sie wollte es leben, dieses plötzliche wunderbare Dasein, wie es sich ihr heute dargeboten hatte, als Schücking und sie sich droben in den Weinbergen in das Du gefunden hatten, ohne es zu wissen, das Leben, das ihr in seiner Gestalt nach Leiden und Todesnähe wieder blühte.

\*

Die Schatten der Nacht waren von ihr gewichen, als sie am nächsten Morgen in der Bibliothek der Arbeit des Freundes zusah. Er rückte ihr einen bequemen Lehnstuhl an seinen Schreibtisch.

„Langweilige Sache, dieses Katalogisieren“, brummte er, während er kleine Zettel mit Buchstaben und Nummern beschrieb. Schließlich schob er sie mit einem Seufzer beiseite.

Warum man solange kein Gedicht mehr von Annette von Droste zu sehen bekommen habe, rührte er an, Lyrik sei doch entschieden die stärkste Seite ihrer Begabung.

Um Annettes Mund spielte ein etwas skeptisches Lächeln.

„Ach, mein guter Junge, hast du den Erfolg meiner Gedichte, die vor vier Jahren nach langer Mühe und Not verlegt wurden, so ermutigend gefunden? Ich mochte seitdem keine mehr schreiben.“

Schücking spielte mit dem Federmesser.

„Freilich, so lange unsere guten münsterischen Landsleute sich die wenigen gekauften Exemplare untereinander ausleihen, kann's nichts werden. Was sind die schwerfällig. Man müßte ihnen noch ganz anders den Spiegel vorhalten.“

„... Als ich es in meinen Aufzeichnungen ‚Bei uns zu Lande‘ getan habe“ — jetzt lachte Annette hell auf — „sie sind nicht schlecht verschnupft über ihre allzu gut gelungenen Porträts. Im übrigen, guter Junge was die Lyrik betrifft, so hat es mir gestern nach unserem Spaziergang zum Figel keine Ruhe mehr gelassen“ — sie reichte ihm ihren Schreibblock hin — „hier hast du das Gedicht.“

Schücking nahm den Bogen zur Hand. „Die Schenke am See“ — halblaut las er die Verse. Oh, da war sie ja wieder, die Stimmung jener glücklichen Stunden

gestern nachmittag, da klangen ihre halb traumhaft gesprochenen Worte auf, von Annette in die ewige Form des Kunstwerkes gebannt. Er sprang auf. Stürmisch ergriff er ihre Hände und küßte sie.

„Nun, nun, verehrter Lehrmeister, komm zu dir und sag' mir lieber gleich, wieviel Glieder du den armen Versen amputieren willst.“

„Es ist vollendet, Annette“ — sagte er ernst —, „wirst du nun aber auch“ — er sah sie voll an — „die Geduld und Demut aufbringen können, wie auf ein gutes Weinjahr auf die Stimmung zu warten, aus der man allein solche Gedichte schreiben kann?“

Jetzt sprang auch Annette auf.

„Mein Teuerster, ich werde dichten, wann ich will!“ — blitzte sie ihn an — „deine ganze ästhetische Doktrin werfe ich dir um, verlaß dich darauf. Ich werde mich nicht länger untätig auf dem Kanapee herumrollen oder gar mich mit dramatischen Versuchen quälen. Aus denen wird doch nichts Gescheites.“

Schücking sah sie verblüfft an. Sie sah reizend aus, wie sie den Kopf in den Nacken warf und die feinen Lippen spöttisch schürzte.

„Möderken“ — er gebrauchte in solchen Augenblicken das heimische Platt. Aber sie fiel ihm ins Wort.

„Ich wette mit dir, daß ich dir innerhalb von wenigen Wochen einen reputierlichen Gedichtband füllen werde.“

Als müsse sie noch heute ihr Versprechen verwirklichen, stieg sie sogleich in ihren Turm hinauf, und Schücking sah der kleinen zierlichen Gestalt kopfschüttelnd nach.

\*

Von diesem Augenblick an kam es über Annette wie eine Ausgießung des Geistes. Alle Erlebnisse dieser Wochen mit dem Freunde, alle ihre abgründigen Seelenwandlungen formten sich ihr zu Versen. Traten aber in den folgenden Novembertagen die Gedichte dunklen Geschehens, die um den alten Dagoberts-turm der Meersburg kreisten, vor ihre innere Schau, so dauerte es lange, ehe wieder abends ihr Kerzenlicht unstet durch die Gänge flackerte und endlich vom ruhigen Schimmer der Lampe in Schückings Arbeitszimmer aufgesogen wurde.

Schweigend ließ sie sich dann nieder, und Schücking störte sie mit keiner Frage, bis sie ihm das beschriebene Blatt in die Hand gab

„Eine Ballade diesmal — ein wenig lang, Mütterchen.“

„Manchmal muß man alles schreiben, was man vor Augen sieht“ — sagte Annette versponnen. „Aber gib her, ich will schon noch feilen.“

„Gut so, Annette, denn Cotta schrieb mir auf meinen Bericht über deine Arbeiten hin, er erwarte mich im Frühjahr in Stuttgart mit deinen Gedichten. Ich denke, er wird sie verlegen.“

Um ihretwillen brauchte Levin nicht nach Stuttgart zu reisen, sie verlangte nicht nach Ruhm. Im Frühjahr — Annette fürchtete sich insgeheim schon lange vor diesem Frühjahr — flog ihr Schücking davon wie eine Schwalbe aus dem



Mauerneste. Aber einstweilen war es Winter, glücklicherweise, und der Schnee zog allmählich einen Schutzwall um das Gemäuer, in dem Annette das erste und letzte Glück ihres Lebens barg.

\*

Unausweichlich kam aber dann doch die Zeit, in der die Erde aufbrach und sie auf ihren Wanderungen die Landschaft vor ihren Blicken aus stürmenden Wolken zu dramatischer Gewalt emporwachsen sahen.

Von Stürmen des Aufbruches schien auch Levin Schücking ergriffen zu sein. Die Arbeiten an den Laßbergischen Sammlungen seien nahezu beendet, und er wolle versuchen, möglichst bald die Redaktion einer süddeutschen Zeitung zu bekommen.

„Es bereiten sich politische Ereignisse von unabsehbarem Ausmaße vor, Mütterchen. Mein Freund Freiligrath und auch Gottfried Kinkel schreiben eine ganz andere Sprache, als wir sie hier in diesem romantischen Erdenwinkel zu hören bekommen, und Bettina widmet sogar dem Könige freiheitliche Schriften. Wird Annette von Droste in dieser Sache nie ihre Stimme erheben?“

Annette blieb mitten auf dem Wege am Seeufer stehen und ließ die anstürmenden Wellen bis nahe an ihre Füße spielen. Dann sah sie ihn ein wenig ironisch an.

„Was würdest du sagen, wenn dein Mütterchen in das Ungestüm der Bettina ausbräche? Man soll mir nicht fremde Züge leihen!“

\*

Das Wissen um die unweigerlich herannahende Trennung umschattete Annette von Stund an. Noch waren ihre Tage angefüllt mit den vertrauten Gesprächen, mit der schönen Gemeinschaft ihrer Wanderungen, doch ihr entglitten sie wie das Decrescendo einer Melodie.

Am Abend vor Schückings Abreise hatte sie es nicht über sich vermocht, im lebhaften Umkreis der Familie ihrer Schwester zu verweilen.

Die Sonne des warmen Apriltages hatte das Land mit Uppigkeiten und Düften überblüht. In weichen Wellen trug sie nun der Wind in das Turmzimmer Annettes. Sie hatte viele mühselige Stunden damit verbracht, ihre Gedichte aus der letzten Zeit abzuschreiben. Nun taten ihr Kopf und Herz weh.

„Hier hast du den Band“, sagte sie, als Schücking ihr Zimmer betrat, „du hastest schon recht, ich habe noch allerhand Längen herausstreichen müssen.“

Schücking lehnte am Fenster und wendete Blatt um Blatt. „Das Spiegelbild — Am Turme — Im Grase — Die Schenke am See — Mondaufgang“ las er. O Annette! Und hier zwei Gedichte an ihn, Schücking, selbst.

„Ich habe nicht gewußt, daß du so groß bist“, dachte er erschüttert. Er hatte ihr manchmal Schmerz zufügen müssen in diesen Monaten einer Verbindung ohnegleichen, und sie erhob ihn in diesen Gedichten zur großen Wandlung des Kunstwerkes.

Ihr Dioskur — sie hatte recht — einer empfing das Licht vom anderen. Warum blickte sie ihn jetzt mit ihren großen kristallinen Augen, die ihm wie Nivenaugen erschienen, so seltsam an?

In dieser Stunde des Abschiedes überkam es Levin Schücking, daß er die Gewalt ihres abgründigen Wesens trank. —

\*

Seitdem das Schiff, das Schücking auf glitzernder Sonnenbahn davontrug, ihren Blicken entschwunden war, trieb Annette von Droste auf dunklen Strömen des Leidens dem Unnennbaren zu.

Sie mochte dem Frühling vor ihren Fenstern nicht ihre Augen öffnen, so sehr auch Jenny, ihre Schwester, sie zu einem Spaziergang drängte.

„Wie ein Igel rollst du dich auf deinem Kanapee zusammen, Nettchen, du weißt doch, was dir der Arzt verordnet hat.“

O ja, Annette wußte es ganz genau, wie notwendig ihrer Gesundheit die frische Luft war. Aber es war ihr vollkommen gleichgültig, was mit ihr geschah, seit Schücking nicht mehr an ihrer Seite ging. Sollte sie auf den alten Wegen am See die Spur seiner Füße im Sande verweht finden oder den Klang seiner Stimme von fremden Lauten übertönen lassen?

Annette zog ihr Tuch über den Kopf. Der himmelstürmende Jubel der Natur tat ihr weh. Außerdem schien sie sich gehörig erkältet zu haben, denn ihr Husten plagte sie wieder entsetzlich.

Ein wenig besser wurde ihr, als der erste Brief von Schücking eintraf. Etwas von dem alten Kraftstrom seiner Nähe, der ihr Blut wärmer durch den Körper kreisen ließ, schien von seinen geschriebenen Worten auszugehen. Mit diesen Briefen in der Hand konnte man sogar wieder zum See hinuntergehen und heimlich — ach, niemand darf das wissen, törichte Annette — sich wie ehemals auf ihren Stein am Ufer setzen und den Weg entlangblicken, den er immer von der Burg herabgekommen war. Gnädige Kurzsichtigkeit ließ die heranahenden Gestalten verschwimmen, sie konnte sich lange dem Wahn hingeben, der Freund sei es, der sie zum Spaziergang abhole. „Phantom, Annette, fürchtest du nicht das Erwachen?“

Und dennoch saugte sie sich immer wieder von neuem an das Leben an. Bilder und Gedanken drängten zur Gestaltung. Was sollte der Freund sagen, wenn sie wie eine Tränenweide den Kopf noch mehr als gewöhnlich hängen ließ? Er war ein wenig hochmütig im Vollbesitz seiner Kräfte, verlangte Leistung von ihr statt Klagen.

„Also reiße dich aus deinen allzu weichen Träumen, Annette, daheim in Rüschhaus weht eine herbere Luft, und die gestrenge Mutter hat dir noch immer Selbstbeherrschung als oberstes Gesetz auferlegt.“ So brach sie zur beschwerlichen Reise nach dem Norden auf.

Doch es ging ihr wie einem Kranken, der glaubt, ihm werde besser, wenn er sich nur auf die andere Seite legen könne, und der dann doch einsehen muß, daß er bloß seine Lage, nicht aber die Schmerzen geändert habe.

Was war es denn, vertrug sie nach der milden Luft am Bodensee das heimische Klima nicht mehr? Ihr Husten wollte nicht weichen, und die Atemnot erdrosselte sie beinahe in den Nächten. Natürlich war sie danach matt und nur selten fähig, sich für kurze Tage in Münster bei den Freunden des literarischen Kreises aufzuhalten. Die lebhaften Gespräche strengten sie an, und plötzlich konnte sie von leidenschaftlichem Einsamkeitsbedürfnis überfallen werden. Dann kniete sie stundenlang im Halbdunkel des Domes, die Stirn an das Betpult gepreßt, hineingerissen in die Strenge des alten Baues.

Unbedingte Hingabe an die Glaubenssätze wurde hier von ihr verlangt. Wo war die unangefochtene Frömmigkeit jener Zeit geblieben, in der sie ihre Gedichte vom „Geistlichen Jahr“ schrieb?

„Nicht der himmlischen Liebe allein habe ich mich hingegeben“ — Annette stöhnte —, ich habe die Süße irdischen Glückes begehrt, dort unten, in dem heiteren Lande, wo in sonnedurchflimmerten Kirchen der Heiland, von Rosen umkränzt, milde lächelt, und die Engel um ihn herum ihr Gloria in excelsis Deo singen“.

Aber hier — hier stiegen Schatten und Nebel aus den Mooren, und eiskalt legte es sich ihr aufs Herz, wenn sie an den Freund dachte. „Warum nur, Annette, befällt dich diese sonderbare Beklemmung, wenn er schreibt, er tausche sich jetzt brieflich mit einer jungen Schriftstellerin aus?“ Er kennt ja diese Louise Gall noch gar nicht persönlich. Nein, an dieser leisen Entfremdung war sie selber schuld. Mußte sie denn vor lauter Besorgnis, die Mutter könne hier in Rüschaus wie früher ihre Briefe öffnen, ihn bitten, das Du in seinen Briefen zu vermeiden und sich denselben Zwang auferlegen! Das süße Du, das ihnen die warme Nähe jenes Winters auf der Meersburg geschenkt hatte!

Aber alles konnte wieder werden wie früher. Es war am besten, sie fuhr nach Meersburg zurück. Vielleicht konnte man sich unterwegs treffen; Schücking war in Süddeutschland. Dann würde es wohl wieder über sie kommen, dieses Daseinsglück, dieser Zustrom, aus dessen Fülle sie schöpfen konnte.

Wie aus dem Lichte gerückt erschienen Annette die Dinge, als sie Meersburg widersah. Soviel neue Gesichter, soviel Veränderungen in den Räumen der Burg. Einzig der alte Freiherr kam ihr, anscheinend unberührt vom Alter, aufrechten Ganges entgegen.

Aber in den Weinbergen, beim Figel, wo in jener glücklichen Stunde ihr Gedicht „Die Schenke am Sec“ entstanden war, dort mußte sie wiederfinden, was ihr entglitten war. Doch Annette fuhr zurück, als sie den Niedergang der Stätte sah. Das schlechte Weinjahr hatte Weinberg und Rebenlaube unter den Hammer gebracht und dem „geschäftigen Pygmäen“ hing vor Kummer das Zöpfchen schief im Nacken. Niedergang und Reif hatte sie damals in einem Schauer ihrer ahnungsvollen Gesichte mitten in der köstlichen Fülle des Jahres gesehen.

Und Reif fiel nun auch auf sie selbst, wenn sie Levin Schückings Briefe öffnete, seine sonst so sehnsüchtig erwarteten Briefe! Jenny, der besorgten Schwester konnte man zwar erzählen, wie sich Schücking als wahrer Freund bewähre und wie er sich bei Cotta um die Herausgabe ihrer Gedichte bemühe.



Man durfte auch ein wenig geschmeichelt lächeln und sich als Dichterin bewundern lassen, aber konnte man denn verraten, warum man mit diesen verheißenden Briefen d e n n o c h schleppenden Schrittes auf einsamen Wegen gehen mußte? Hier sah es ja niemand, wenn man mit zitternder Hand die Stellen in seinen Berichten aufsuchte, in denen er immer eindringlicher, immer glücklicher über Louise Gall schrieb — heute seine Herzensfreundin, morgen seine geliebte Braut, bald seine Erwählte fürs Leben.

Annette, sein Mütterchen, sollte am ehesten sich seines Glückes freuen und das Schwiegertöchterchen in ihr Herz schließen.

Großer Gott! Mütterchen — Annette konnte ein Aufschluchzen nicht hindern — niemals hatte sie es anders als eine liebkosende Anrede des Freundes empfunden. Was bedeutete schon der Altersunterschied zwischen ihnen? Sie waren einander so vollkommen ebenbürtig gewesen. Und nun nahm er sie plötzlich bei des Wortes wahrer Bedeutung — Mütterchen!

Suchend wie im Traume klonn Annette in ihr Turmzimmer. Hier war doch die Stelle, an der er an jenem Frühlingsabend vor nahezu zwei Jahren Abschied von ihr genommen hatte — beide einander zugeneigt in der Fülle des Lebens. Und jetzt — Mütterchen — Schwiegermutter — etwa gar Großmütterchen, ehe noch das Jahr verging! Annette stieß das Fenster auf, ihr war der Schweiß ausgebrochen — in tausend Fetzen hatten ihre Finger im Krampfe des Schmerzes den Brief zerrissen, mit dem stürmenden Wind wirbelten sie in den Abgrund.

Furchtbare Beklemmung überkam Annette. Konnte man denn nicht abwehren, noch retten?

„Nichts kannst du halten, Annette, was sich frei dir nicht gibt. Ihm gehören die bunten Sträusse des Lebens, dir, der Dichterin, brachte man kühle weiße Rosen zum Ruhme, als Cotta jüngst den ersten Band deiner Gedichte schickte.“

Grenzenlose Mattigkeit befahl sie danach. Plötzlich wußte sie wieder um ihre atemringenden Nächte, um ihre fieberheißen Hände und — gut waren sie auch nicht, diese Stiche in der Brust, die sie neuerdings quälten. Aber das ganze Uebel war nervös — natürlich — andere Gedanken durfte man sich einfach nicht eingestehen.

„Noch blickt mit Liebesaugen das heilige Licht auf mich, und neue Gesänge rauscht der Wind mir zu“ — sangen die schaffenden Kräfte aus ihr.

Ein Stück dieses Landes, mit allen Gnaden gesegnet, konnte Annette seit kurzem ihr eigen nennen, sie, die niemals reich an irdischem Besitz gewesen war. Im vergangenen Herbst hatte sie einen Weinberg von dem Cottaschen Honorar hoch oben über Burg und Stadt, mit einem kleinen, aber festen Haus als Krönung des Ganzen, erstanden. Annette träumte von einem wahren Rosenparadies, das sie hier anlegen wollte. Steile Malven, duftende Levkojen sollten den Weg von der zierlichen Gartenpforte bis hinauf zum Hause säumen.

Wohl ihr, daß sie ihren Jammer in keimender Erde vergraben und neues Wachstum erwarten konnte.

So kam es, daß sie Tag für Tag zur Höhe klonn. Man konnte sich Zeit nehmen für den Weg und unterwegs auf vielen Stationen innehalten, ohne es auffällig werden zu lassen, daß Herz und Lungen den steilen Steig nicht mehr schaffen wollten.

„Es kommt mir beinahe sündlich vor“ — dachte Annette, wenn sie dann endlich oben auf dem höchsten Punkt ihres Berges stand — „die allerschönste Welt ausgebreitet zu meinen Füßen. Es muß schwer sein, hier zu sterben — allzu süß ist des Lebens zauberhaftes Bild an dieser Stätte.“

\*

E

Doch tief verhaftet der Schwere des heimatlichen Bodens zog es Annette wieder nach Rüschaus. Pflichten riefen sie von neuem. Mit Schückings Westfalenbuch ging es nicht recht vorwärts, sie konnte ihm ihre einmal zugesagte Mitarbeit nicht entziehen. Zudem lag ihre alte Amme krank auf den Tod. Wer hätte diesen ihr so verbundenen Menschen besser pflegen können als sie selbst? Also brach sie zu neuer Reise nach Westfalen auf und wich, eigener Krankheit nicht achtend, nicht vom Lager der alten Getreuen, bis sie verlosch.

Danach kam große Verlassenheit über Annette. Die Mutter war nach Meersburg gereist, ihre Familie weit über das Land verzweigt.

Hilflos, von inneren Krämpfen geschüttelt, lag Annette, in ihren Fieberträumen kaum gewahrend, daß das Hauspersonal sich jetzt in der Ernte kaum um sie kümmern konnte. Mit lichterem Augenblicken kam die Erkenntnis, sie müsse die Kraft aufbringen, wieder nach Meersburg zu reisen, und sei es allein. Dort waren die Mutter und Jenny und die Zwillinge, die so drollig und langbeinig aufgeschossen waren. — Nein, Annette wollte bei den Ihrigen sterben.

„Sterben — aber Annette, es wird dir ja wieder viel leichter zumute, seit du den festen Entschluß zum Aufbruch gefaßt hast, seit dich wieder die Postkutsche schaukelt und die Bediensteten auf den Dampfschiffen, dir von den vielen Reisen her schon bekannt, so trefflich für dich sorgen. Da hatte man es ja — nervös war das ganze Übel gewesen.“ So beschwichtigte Annette das innere Grauen.

Zu Tode ermattet kam sie in Meersburg an und lag viele Wochen in Fieberträumen. Visionen außerhalb jeder Zeit und deutlich wahrnehmbaren Raumes schwammen an ihr vorüber.

Aber was niemand mehr zu hoffen gewagt hatte — gegen das Frühjahr vermochte Annette, in ihren bequemen Lehnstuhl am Ofen gedrückt, wieder den Gesprächen der Ihrigen zuzuhören, ja sie brachte sogar manchmal einen Anflug ihres alten fröhlichen Lachens auf, wenn die Zwillingen ihr heimliche Streiche zuflüsterten.

„Tante Nettchen ist so lieb. Im Sommer will sie mit uns nach Münster reisen“ — jubelten sie — „man denke, mit dem Dampfschiff auf dem Rhein und dann mit dem komischen neuen Ding, das sie Eisenbahn nennen.“

„Reisen!“ Jenny schluchzte, wenn sie mit ihrem Manne allein war — „ach, sterben wird Annette — sie hat den Blick — —“

„Was für einen Blick?“ wollte Laßberg wissen — „du siehst doch, sie erholt sich wieder.“

Jenny schüttelte den Kopf. „Immer habe ich ihn gesehen bei Menschen, denen der Tod nahe war — jenen sonderbaren, seitlich zur Erde geneigten Blick, wenn sie sich unbeobachtet glauben.“

Aber noch riß das Aufwärtswollen des Geistes den todkranken Körper mit sich.

Zwanzig Schritte hin — zwanzig Schritte her im Burggarten — so hatte es der Arzt in den ersten sonnigen Märztagen erlaubt. Klein und schwach hing sie zwischen den langaufgeschossenen Nichten, aber o Wunder, bald konnte sie sich von den stützenden Armen lösen.

Mit dem Ansteigen der Frühlingskräfte des Jahres 1848 begann auch der lang angestaute Aufbruch der Menschen zu neuer Formung, neuen Lebensbedingungen durch Recht und Gesetz. Nur verebbende Wellen sandte das Geschehen in das verträumte Städtchen.

Annette war schon zu sehr von den Schatten des Jenseits überdunkelt, um noch im Bereich des leidenschaftlichen Anspruches neuer politischer Ideale festen Fuß fassen zu können.

\*

Von zarten grauen Schleiern verhangen das knospende Grün, in stiller, beinahe schwüler Luft stand die Landschaft während der Karwoche dieses Jahres. Annette versuchte aus unnennbarem Verlangen heraus einmal wieder allein, ohne die sorgende Begleitung der Verwandten, die alten Wege zu gehen. Man mußte es nur klug anfangen, sich kräftiger geben, als man im Grunde war — dann entging man dem Gängelbände.

Langsam nur, Schritt für Schritt, damit der Atem bis zur Höhe reichte, mühte sie sich den steilen Steig hinauf. Wie die Leidensstationen eines Kalvarienberges preßte ihr dieser Weg den Schweiß aus den Poren, Blut beim Husten über die Lippen.

Wille ist stärker als Schwäche. So kam es, daß Annette dann doch, wenn schon mit zitternder Hand, ihr Gitterpförtchen aufschließen und zum Hause emporklimmen konnte. Aber noch das Schloß der Haustür zu öffnen, das war unmögliche Anstrengung. Lieber setzte sie sich auf die Bank vor dem Beete, das im Sommer die roten Rosen tragen sollte.

„Qui tollis peccata mundi — der du trägst die Sünden der Welt“ — Annette erbehte. Dort unten im Seminar probte der Chor die große Messe für Ostern — freilich, es war ja heute schon Gründonnerstag. „Et incarnatus est —“. Sie sank zu Boden, den Kopf an den Stein der Bank wie an ein Betpult gepreßt und betete den in tiefer Mystik verschwebenden Tönen die Menschwerdung Christi nach. Sie begann zu zittern — „Werde ich würdig sein, die Gewalt des Credo, des Glaubensbekenntnisses mitzusprechen, wenn es der Chor dort unten singt? Aber, Entsöhnung ward ihr verheißen, als sie während ihrer letzten Krankheit die Sterbesakramente empfang — Entsöhnung von ihren Zweifeln und ihrer Lauheit.

Annette versuchte sich zu erheben, doch sie war nicht dazu imstande; es hatte wohl geregnet, denn ihr dickes wattiertes Kleid war vor Nässe ganz schwer. Und dennoch lächelte sie. Es war so schön, hier in der warmen Luft zu knien, so gut roch es nach feuchten jungen Blättern. Ein Lilienstengel stand vor dem Heiland im betauten Grün, und aus dem Lilienkelche trat der Engel — Annette atmete erlöst auf — und stärkte ihn.



Mit großen Augen blickte sie Jenny, die sich jetzt klagend über sie beugte, an —.

\*

Merkwürdig genug, keine der Befürchtungen, die Laßberg entsetzt ausgerufen hätte, als Jenny die durchnäste und im Froste bebende Annette mitten im Sturme eines Frühlingsgewitters heimbrachte, erfüllte sich.

„Wartet nur, mir werden die achtzig Jahre, die Levin Schücking mir prophezeit hat, schon nach und nach auf den Buckel steigen —“, scherzte sie mit den Nichten. Jenny sah sie betroffen an. Sie hatte ihren Töchtern streng verboten, Tante Nettchen gegenüber Schückings Namen zu erwähnen, und nun sprach sie selbst von ihm. Sie war doch damals so chokierte gewesen, als Schücking in seinen Romanen — nun ja, man mußte zugeben — ein wenig indiskret, Begebenheiten aus dem Leben westfälischer Familien, gar der Droste, geschildert hatte. Und vollends außer sich war sie geraten, als er Korrekturen an ihren Gedichten vorgenommen hatte, ohne sie zu fragen. Sie, Jenny, hatte es immer ein wenig übertrieben gefunden, daß sie in den letzten Jahren in einen solchen Zustand der Reizung geriet, wenn sein Name genannt wurde. Und jetzt, mit lächelndem Munde — Levin Schücking!

\*

Überschwenglich prangte der Mai in diesem Jahre. Annette zog die be rauschenden Düfte ein, doch sonderbare Schwere beengte ihr die Brust. Gegen Ende des Mai drängte es sie, ihre Gedichte aus der letzten Zeit zu überarbeiten und abzuschreiben. Mühsame Arbeit, wenn die Finger so oft bläulich erstarrten. „Schauderst du, Annette, wenn du wieder siehst, was dir in der Neujahrsnacht eingegeben wurde? Wohl in dem Kreis, der dieses Jahres Lauf umzieht, mein Leben bricht —.“ Nein, man brauchte solchen Gedanken nicht nachzugeben. An die frische Luft sollte man wieder gehen. Davon war sie ja sonst auch immer gesund geworden. Auch den Brief an Schücking zu schreiben, wollte sie nicht länger aufschieben. Wie würde der gute Junge sich über die neuen Gedichte freuen. Man durfte auch nicht vergessen, seine Frau zu grüßen und sich nach dem Kleinen zu erkundigen.

Schlimm nur, daß gerade jetzt, wo sie sich zum Ausgehen fertigmachen wollte, wieder dieses sonderbare Brodeln und Pfeifen in ihrer Brust begann. Man mußte einmal ganz tief Atem ziehen, damit es aufhörte. Wie eine Flamme, die sie zerriß, durchfuhr es plötzlich Annette — halb fiel sie im Hintraumeln über die Lehne ihres Stuhles — — dann schäumte es ihr feuerrot und heiß über die Lippen —.

Nichts war noch schwer — warum schrien denn nur die Kinder, die eben das Zimmer betraten, so furchtbar auf — stürzten davon? Ihr war so wohl wie seit langem nicht, und Jenny — ja, das war doch Jenny — bettete sie so sanft auf ihr Lager. Und hinter ihr — Annette lächelte — in der Sonnenbahn, die durch die offene Tür einfiel, kam Schücking, den kleinen Sohn auf dem Arm, und winkte ihr zu. Schade, daß sie ihn in der übergroßen Helligkeit nicht deutlicher erkennen konnte. Mütterchen — — Großmütterchen — — was tat es. — Annette atmete leise aus — man mußte nur überwinden können — ü — ber — win — den.

# Film-Rundschau

Wieder ein deutscher Nachkriegsfilm. Abermals eine Enttäuschung. Allerdings diesmal eine, die sich voraussehen ließ: neun Prominente auf einem Streifen — das mußte ins Auge gehen. Wohl-gemerkt, ich spreche vom Auge des kul-tivierten Filmliebhabers, und nicht von dem sich auch vor diesem Streifen nun schon Monate Abend für Abend gerührt erneut mit Tränen füllenden des Durch-schnittsbesuchers. Es handelt sich um den ersten Nachkriegsfilm der amerikanischen Zone „Zwischen Gestern und Morgen“. In der Tat, dieser Film ist weder das eine noch das andere. Aber er ist auch nicht von heute. Er ist von vorgestern. Er ist vorgestrig, mit auf-gepropften neudeutschen Konzession-reisern à la Trümmermilieu, Bomben-gesaus und gepflegten Emigrantenschick-salen. Handlungsort: München vor, während und nach der Zertrümmerung. Personen: Ein sympathischer Nichtsnutz von Karikaturenzeichner, der, weil er einen Kulturnazi aufs Korn nahm, in die Schweiz türmen mußte (Viktor de Kowa). Seine inzwischen sich mit Nachdruck an die Hemdbrust des biedereren Hoteliers (Viktor Staal) geworfen habende frühere; seine Chesterfield rauchende jetzige Freundin (Winnie Markus, Hildegard Kneef). Der erzhumanistische Bücher-wurm (Erich Ponto). Der Nazikulturrat (Otto Wernicke). Die obligatorische schöne Jüdin (völlig verfehlt: Sybille Schmitz). Der aufrecht und markig im Bombenhagel (und im Fauteuil) zu ster-ben wissende Willy Birgel. Drehen tat sich's wieder mal um einen Schmuck. — Selbst wenn man von der Geschmack-losigkeit, den ersten deutschen Emigran-ten im deutschen Nachkriegsfilm wie einen kurfürstendämmlichen Großschie-ber auftreten zu lassen, absicht, bleibt an diesem Streifen nichts, das wert wäre, besonders hervorgehoben zu werden. Es sei denn, die Einfallslosigkeit Harald Brauns, der für diesen faux pas mutig verantwortlich zeichnete. (Daß ich ihm gerecht werde: Sein Film lief gut zwei Monate ausverkauft am Kurfürsten-damm.)

An französischen Filmen bleibt nachzu-holen: „Paris 1900“, ein aus alten

Wochenschaustücken zusammengesetzter Dokumentarstreifen, dem die in ihre Stadt verliebten Pariser Kritiker ein-stimmig einen ersten Preis zuerkannten. Sie scheinen mit dieser Prämierung je-doch mehr ihrer Liebe zum Geist jener Zeit, als der Begeisterung über diesen Film als solchen Ausdruck verliehen zu haben. Denn er war zuletzt doch nichts anderes als ein skurriles Sammel-surium interessanter Kulturdokumente (noch dazu für heutige deutsche Begriffe, besonders im letzten Drittel, wo mit emphatischen Streiflichtern in die ersten Mobilmachungswochen 1914 eingeblendet wurde, ein gar nicht einmal immer son-derlich erquickliches). Wenn auch so kurze Bildstreifen wie die, die den strah-lenden Caruso oder den alten Rodin zeigten, zum Teil recht starke Eindrücke hinterließen. Im übrigen war dieser Streifen mit großer Sachkenntnis und, was noch seltener ist, mit viel Liebe zu-sammengestellt. Schnitt und Überblen-dung waren raffiniert, und die aphoris-misierende Liebenswürdigkeit des fran-zösischen Sprechers tat ein weiteres, einen über manche Länge hinwegzu-geleiten.

Ein Vorschlag für die deutschen Filmleute: Sie sollten mal einen ähn-lichen Dokumentarfilm (Zeitspanne 1900 bis 1945 etwa) von Berlin drehen, der (vor allem: internationale) Erfolg dürfte ihm im voraus gesichert sein. Wer ver-schafft sich als erster Zugang zu den (wahrscheinlich sechsfach versiegelten) Wochenschauarchiven?

An englischen Filmen seien diesmal eben-falls zwei versäumte genannt: „Nich o-las Nickleby“, den Calvacanti unter Michael Balcon gemacht hat, ist blatt-getreu der verfilmte Dickens-Roman. Und zwar blattgetreu sowohl in der fast märchenhaft verdichteten Atmosphäre als auch in dem das Soziale erfreulich un-aufdringlich überdeckenden Hauch kind-lich-naiver Wunderseligkeit, die es sich dank der ausgezeichneten Fotografie (Gordon Dines) und der hervorragend geführten Darsteller ohne weiteres leisten konnte, mit stärksten Schwarz-Weiß-Kontrasten zu arbeiten. Ich kann

mich nicht entsinnen, die trotz aller Anklage immer etwas vom Schleier des Un- (ja Über-) wirklichen überdeckte dickenschneidende Welt jemals in einer so glücklichen und kongenialen Art realisiert gesehen zu haben.

„Temptation Harbour“ („Hafen der Versuchung“) dagegen, nach dem Roman „Newhaven-Dieppe“ von Georges Simenon, war weniger erquicklich, allerdings filmpsychologisch immerhin so interessant, daß er schon eine etwas ausführlichere Betrachtung rechtfertigt. — Wenn ich mich nicht täusche, hat im englischen Film der befrachtete Gentleman, will sagen: der lediglich sympathisch aussehende, aristokratische Nichtstuer, abgewirtschaftet. Man konnte diese an sich erfreuliche Tatsache schon an mehreren englischen Filmen konstatieren. Der vorliegende Streifen begnügt sich jedoch nun schon nicht einmal mehr mit dem gut saturierten Mittelstand, sondern geht (wenigstens: was die gesellschaftliche „Wert“-Skala anbelangt) noch einen Schritt „tiefer“: er hat einen Eisenbahner zum Helden. Die Handlung kurz: Dieser Bahnwärter findet einen Koffer mit Banknoten, will ihn abgeben, behält ihn, will ihn abgeben, nimmt für seine Tochter einen Schein heraus, noch einen, will den Koffer wieder abgeben und wird schließlich, als von der Dea ex machina, von einem Tingeltangelmäddchen herumgekriegt, ihn ganz zu behalten. Natürlich bleibt, bei der kreuzbraven Biederkeit des Helden nicht anders zu erwarten, sein schlechtes Gewissen nicht aus: Der wahre Koffer-„Besitzer“, ein Mörder und Dieb, der dem Bahnwärter dauernd in die Quere läuft, personifiziert es. Schließlich kommt es — wie, ist hier gleichgültig — so weit, daß der Eisenbahner den Mörder in der Notwehr erschlägt und sich, „erschüttert von der eigenen Verwerflichkeit“, selbst der Polizei st. — Man sieht: noch eine Wandlung im englischen Film. Nach den Schauerballaden und blutverkrusteten Moritaten nun das andere Extrem: die gekreuzigte Biederkeit, die Anständigkeit im Quadrat. Allerdings liegt bei diesem Streifen die Vermutung nah, daß dieser ganze oratorische Aufwand hier nur gemacht wurde, um auf der andern Seite desto ausgiebiger dem alten englischen Erb(film)laster: dem sadistischen Schaumord, fröhnen zu können. Lassen wir das dahingestellt. Technisch war der Streifen mit der üb-

lichen gouvernementhaften Akkuratesses des englischen Durchschnittsfilms gemacht: klar, sauber, ohne große Licht- oder Schatteneffekte. Schlimm war, sehr zu Unehren ihres Komponisten Mischa Spoliansky: die Musik. Ich glaube, nun auch in der englischen Filmmusik ein sadistisches Leitmotiv entdeckt zu haben. Hoffen wir, daß ich mich irre.

Kurz gestreift endlich möge noch das schon vor längerer Zeit hier besprochene Zirkus- pardon: Buntfilmdebut des alten G. B. S. sein; ich meine die Monumentalfarblanscherei „Cäsar und Kleopatra“; das Unfilmischste, was jemals den Anspruch erhob, filmisch genannt zu werden und das nun auch noch, ohne dadurch allerdings einen Deut weniger zu langweilen, verdeutscht zu uns kam. Es ist schon so: Anliegen des Films ist nach wie vor das Detail, nicht die Totale. Und schon gar nicht die Monumentaltotale. Und erst recht nicht die ansichts-postkartenfarbene. Mein Gott, arte man doch mit der Präsentation solcher farbhungrigen Tastversuche, bis man Schattierungen auf der Palette hat, bei deren „Genuß“ einem nicht mehr die Augen aus dem Kopf quellen vor Schmerz. Immerhin, es sei auch hier angemerkt, dieser Film war und ist noch: ein Welterfolg; d. h. was man eben so nennt. Womit nichts gegen den genialen Debütanten G. B. S. gesagt sein soll.

Die Amerikaner schickten uns den „Glöckner von Notre Dame“. Leider keine blattgetreue Verfilmung des berühmten Romans, sondern sein (pseudo)filmischer Neuaufguß. Dennoch: die Massenszenen des ersten Drittels verrieten es, hier war ein Könnler am Werk. Wir haben ihn noch aus der Stummfilmzeit in guter Erinnerung: William (damals nannte er sich noch Wilhelm) Dieterle. Sein Film war atmosphärisch nicht ohne Schmelz; und die Massenaufnahmen verrieten den an Reinhardt geschulten Altroutinier. Auch die Zeit schien mir in jenem Streifen gut getroffen. Was jedoch die echt „hollywoodistische“ Konfrontierung von blühender Unschuld und faustdicker Häßlichkeit, was schließlich die hier präsentierte hypersadistische Prügel- und Grausamkeitsfreude anging — das steht auf einem anderen Blatt. Schlagen wir es auf: Charles Laughton, der größte amerikanische Charakterdarsteller, mit einem



schier zentnerschweren Kamelsbuckel bepackt und der zyklopisch verkleisterten Fratze eines Wechselbalgs: das sollte an nichts als die — sprechen wir's getrost aus — ertümlich dumpfe (aber wohl ewig im Unbewußten in uns schlummernde) viehische, heut sagt man: prickelnde Freude am Mißgestalteten appellieren. Und das scheint gelungen. Wie mir vor allem zahlreiche Besucherinnen bestätigten, empfanden sie, bei aller Abscheu vor dieser Mißgeburt, insgeheim doch auch ein nicht unbeträchtliches Reizgefühl angesichts der abgründigen Schauerlichkeit dieses Phantoms. — Welch ein unerwarteter (oder bezweckter?), uns mit einem Schlage wieder in fernste (Stein- und Urwald-) Zeiten zurückversetzender Erfolg! Doch ich will deswegen Charles Laughtons Verdienst: seine grandiose Kunst erfolgreich gegen die ihm aufgezwungene Maske tollgewordener Hollywood-Produzenten verteidigt zu haben, nicht schmälern. Im Gegenteil: es war erstaunlich, was dieser Mensch mit dem einzigen ihm verbliebenen Auge noch alles anzustellen vermochte. Von seinem grandios schaukelnden Affengang ganz zu schweigen. Jedoch, als er dann halb irr vor Blutgier, die Quader vom Kirchturm in die Masse schmiß und glühendes Eisen hinterhergoß... Genug, ich will Charles Laughton nicht ankreiden, was Hollywood auskochte.

Als letzter ein Russenfilm: „Im Namen des Lebens“. Ein phantastisch guter, ein vielversprechender Titel. Leider hielt er in nichts, was er versprach. Auch der Vorwurf noch: der Kampf dreier Wissenschaftler um die Heilung der durch Nervenverletzungen entstandenen Paralyse, ist ausgezeichnet. Doch schon bei der Ausführung haperte es empfindlich. Wir haben hier ein Schulbeispiel dafür, was entsteht, wenn man aus einem medizinisch hochinteressanten Problem einen auf biedersten Dutzendverstand abgestellten Unterhaltungsfilm macht. Es gibt ein greuliches Mischmasch aus totlangweiligen Fachgesprächen und dito Einzelreferaten. („Der einfache Mann muß doch wissen, um was sich's hier dreht.“) Es gibt einen, auch nicht im entferntesten zum Thema gehörenden, Haufen abseitigster Privatangelegenheiten. („Hier, seht her; sind doch auch Menschen, unsere Wissenschaftler!“) Und es gibt endlich ein volles, ein übervolles Maß erschrocklichster Sentimentalitäten, als da sind: brechende Kaninchenaugen, geheilte Kinder und verwundete Herzen. („Man muß den Genossen die Wissenschaft doch verständlich machen.“) Was es jedoch nicht gibt: Einen Film. Und schon gar nicht einen, der die asketisch-verbissene Präzisionsarbeit dreier Ärzte zeigte. — Schade. Die Russen hätten das Zeug zu so etwas.

Wolfdietrich Schnurre

## Literarische Rundschau

### Probleme der Zeit

Ernst Friedländer, dessen ausgezeichnete Leitartikel in der Hamburger Wochenschrift „Die Zeit“ einen ständig wachsenden dankbaren Leserkreis finden, legt zwei Broschüren vor, auf die hier um ihrer Bedeutung willen nachträglich hinzuweisen ist: „Von der inneren Not“ und „Deutsche Jugend“ (Hamburg, Classen & Coverts). In reinem und schlichtem Deutsch spricht er von unserer inneren Not, die die äußere fast noch übertrifft. Er verhehlt die bittere Wahrheit nicht, daß in diesem alle Maß-

stäbe umstürzenden Kriege das Sterben des Soldaten ohne Sinn war, und warnt vor der unseligen Verwechslung soldatischer Tugenden mit echter Vaterlandsliebe. Er scheidet zwischen den Menschen, die das Unglück gehabt haben, unter den Nazis zu leiden und dem Griff der Gestapo anheimzufallen, und den anderen, die aktiv gegen das Böse gekämpft haben, zwischen Duldern und Helden — eine heute besonders notwendige Unterscheidung, da jeder Dulder nur zu leicht geneigt ist, sich als Held zu fühlen. Er scheidet weiter, und diese Unterscheidung ist von höchster Wichtigkeit —

zwischen dem Nazideutschen, dem eigentlichen Träger der nazistischen Weltanschauung, und dem Nazigefolgsdeutschen, den man in der Amtssprache als Mitläufer bezeichnet, und weist darauf hin, daß man den ersten unschädlich machen, den zweiten aber nicht maßregeln, sondern aufklären und desillusionieren soll, womit der Kern der ganzen Sache getroffen ist. Er warnt vor dem sich nicht selten breitmachenden Extrem des Antinationalismus, der genau so gefährlich und verwerflich wie der nationalistische Größenwahn ist und der in dem verwirrten und verwüsteten Deutschland von heute sein schmutziges Antlitz ohne Scham zeigt, und er betont die schlichte Tatsache, daß wir Deutsche sind und bleiben, und daß uns eine geheimnisvolle Kraft an dieses unser unglückliches Vaterland heute mehr denn je bindet.

Von nicht minder hohem Niveau sind Friedländers fünf Reden an die deutsche Jugend. Es ist ein besonders glücklicher Gedanke des Verfassers, sich nicht an die Jugend in ihrer Gesamtheit zu wenden, sondern an ihre einzelnen Gruppen, die er als die Trotzenden, die Skrupellosen, die Müden, die Traditionsverbundenen und die Suchenden bezeichnet. Jener Appell an das Gute, mit dem er sogar die Skrupellosen — durch den Hinweis auf die selbst von ihnen heilig gehaltene Kameradschaft — zu gewinnen weiß, zieht sich als leitender Gedanke durch die fünf Reden, die sich jedes magisterhaften und pastoralen Tones enthalten und, von ebenso großer geistiger Überlegenheit wie menschlicher Wärme getragen, Verbreitung in den weitesten Kreisen der Jugend verdienen und auch sicherlich finden werden. H. St.

## Methoden der Geschichtsschreibung

Rudolf Launs Broschüre „Die Grundlagen der Erkenntnis“ (Heft 68 der Sammlung Philosophie und Geschichte, Tübingen, I. C. B. Mohr, 1946) ist die Arbeit eines erfahrenen Staats- und Völkerrechtslehrers, der sein eigenes Fach in die größeren Zusammenhänge des Denkens und Lebens einfügen will. Er geht von Kant aus, strebt über ihn hinaus zu einem „hypothetisch-kritischen rationalen Realismus“. Zwischen das Reich der Notwendigkeit, in dem

das Naturgesetz herrscht, und das der Freiheit, das vom Sittengesetz bestimmt wird, schiebt sich für ihn der „Bereich der erlebten Notwendigkeit“. Aber er reißt die Welt dann wieder auseinander. Indem er die „Erkenntnisgründe“ und die „Sachgründe“ getrennt untersucht, zieht er sich in die weltfremde Erkenntnis zurück, anstatt aus verantwortlicher Weltverbundenheit zu untersuchen, wie es kommen kann, daß der vom Sittengesetz ausgehende Impuls auf die vom Naturgesetz beherrschte Welt überhaupt einwirken kann. Wenn er diese Frage gestellt hätte, wäre er auf die Erkenntnis von den Schichten des Seins und von der Einheit des Grundes, auf Gott, gestoßen. Das ist eine Seinslehre, eine Ontologie, die der Erkenntnistheorie übergeordnet ist und in eine Gotteslehre, eine Theologie, mündet, die uns jene Fragen nach der Geschichte beantworten kann.

Daß man ohne Ontologie und Theologie nicht zum Verständnis der Geschichte kommt, dafür liefert — wider seinen Willen — auch Julius Jakob Schaaf den Beweis mit seinem sehr umständlichen und gründlichen Buch: „Geschichte und Begriff. Eine kritische Studie zur Geschichtsmethodologie von Ernst Troeltsch und Max Weber“ (Tübingen 1946, I. C. B. Mohr). Schaaf spinnt sich so ein in die Kritik an der kritischen Betrachtung der Methodenlehre der Geschichtsschreibung, daß er uns den Blick für die Gestalten und Ereignisse der Geschichte mehr versperrt als eröffnet. Seine Kritik trifft logisch vielfach zu. Die Formulierungen von Troeltsch, daß es eine dreifache Logik gäbe — Formallogik, Geschichtslogik und Metalogik — und eine zweifache Zeit — mathematische und geschichtliche, chronos und kairos im Sinne der Griechen, temps spatial und durée réelle im Sinne der Bergson'schen Philosophie — sind sicher nicht haltbar. Webers Versuche, die Eigenart der soziologischen und historischen Erkenntnis mit den Begriffen „Wertbeziehung“ und „Idealtypus“ zu fassen, sind nicht geglückt. Aber über dieser Kritik verliert Schaaf ganz aus den Augen, was beide als soziologisch geschulte Historiker geleistet haben, Troeltsch vor allem mit den „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“, Weber mit der „Religionssoziologie“ — mit guten Methoden trotz falscher Theorie über die

Methoden. Eins allerdings arbeitet er gut heraus: sie kommen beide nur zu „Sondergeschichten“, Geschichten der Religion, der Wirtschaft usw. Und das liegt daran, daß sie beide in den von Schaaf gar nicht bemerkten, offenbar nämlich von ihm selbst geteilten Fehler verfallen, die Geschichte für eine „Geisteswissenschaft“ zu halten, während die Wissenschaften vom menschlichen Handeln weder Natur- noch Geisteswissenschaften sind, sondern eine dritte Gruppe, eben „Geschichtswissenschaft“. Die geschichtliche Zeit hat es nicht nötig, sich mühsam gegen die mathematische verteidigen zu lassen, sondern sie ist die wirkliche Zeit, und die mathematische Zeit ist nur ihre äußerste formale Entleerung. In der Geschichte ist also wirklich, d. h. „wirksam“, das sinnvolle Handeln des Menschen. Daß es auf die „Wirksamkeit“ ankommt, hat Schaaf richtig erkannt. Daß die Wirksamkeit daran zu prüfen ist, ob die Welt durch das Handeln an Sinngehalt reicher oder ärmer wird, danach fragt er gar nicht. Erst darin aber haben wir den Maßstab, den zu suchen Webers tiefstes Anliegen war, dafür nämlich: welche Gestalten aus der Fülle der Wirklichkeit lohnt es, zu untersuchen und zu schildern? Eben solche, die nicht nur dagewesen sind, sondern die Gott geholfen haben, den Sinngehalt der Geschichte klarzumachen, indem sie als Gläubige sich zu Trägern seiner Liebe machten oder als Ungläubige seinen Zorn offenbarten.

Otto-Heinrich v. d. Gablentz

## Geistige Grundlagen der abendländischen Kultur

Das schöne Wort Rankes, der einmal den Geist der Freiheit und der Menschlichkeit als den „Genius Europas“ bezeichnet hat, ist von Hans Erich Stier in seinen von gründlicher wissenschaftlicher Bildung getragenen und von wahrhaft christlichem Geist erfüllten „Geistigen Grundlagen der abendländischen Kultur“ (Gütersloh, Bertelsmann) sozusagen kommentiert und variiert. Der Verfasser legt auf einem gedrängten Gang durch die Jahrtausende bis zur Gegenwart die immer stärker auseinander strebenden Formen morgen- und abendländischen Denkens bloß, wobei daß Morgenland als von der Idee der Ordnung, das Abendland

von der der Freiheit beherrscht erscheint. Die auf der Freiheit beruhende Humanitas der Griechen und der Römer ist mit ebenso viel Klarheit dargestellt wie die darauf folgende Barbarisierung und Orientalisierung des römisch-griechischen Weltreiches, und nicht minder zu treffend ist die weitere Darlegung, daß nicht die Germanen, sondern das Christentum es gewesen ist, das den Wiederaufbau des Abendlandes durch seine vertiefende Weiterbildung der beiden tragenden Ideen der Antike bewirkt hat. So erscheint es als kein Zufall, wenn in unserer Zeit, die den traurigen Ruhm hat, eine der größten Notzeiten der Geschichte Europas zu sein, die Antike wieder zu reden beginnt und unsere Epoche wieder nach dem Wesen des Staates und der Möglichkeit fragt, Freiheit und Ordnung im politischen Raum zu vereinigen, nachdem sie durch Technizismus und Tyrannei so schamlos mit Füßen getreten sind. Die kritische Überprüfung der geschichtlichen Grundlagen abendländischer Geisteskultur, die der Verfasser vorlegt, wird zugleich der Klärung des Blickes für die Aufgaben der Zukunft dienen, die darüber entscheiden soll, ob wir als Freie im Sinne der Antike und als „Kinder Gottes“ im Sinne des Christentums oder als gequälte Sklaven des modernen Staatsapparates unser Leben verbringen werden.

H. St.

## Philosophie der Freiheit

Es gibt für den Menschen nächst dem, daß ihm die „Gnade Gottes“ nicht fehle, wohl nichts Wichtigeres, als daß er die rechte Einsicht in seine Freiheit gewinne. Eben an dieser Stelle und in dieser Frage geht es um das, was ihn zum Menschen macht. Man braucht nicht gelehrt zu sein und braucht auch kein Talent zu besitzen, von geringeren Gaben und Gütern gar nicht zu sprechen. Wenn man mit rechten Begriffen und in richtiger Handhabung um seine Freiheit weiß, so ist man wohlbestallt im doppelten Sinne des Wortes. Freiheit aber ist immer und überall „Freiheit des Willens“, wovon die Freiheit des Geistes, der Gedanken, die politische, soziale Freiheit und die elementare Bewegungsfreiheit nur jeweils spezialisierte oder abgeschattete, auch abgemattete Formen darstellen. Man hat



einmal in geistreichem Wortspiel den Nationalsozialismus eine „Welt als Wille ohne Vorstellung“ genannt. Schon die Philosophien vor ihm bis zurück zu Schopenhauer, dem die Bezeichnung nachgebildet ist, haben jene verhängnisvolle Verwechslung der Freiheit des Willens mit dem Willen selbst, des vom Gewissen bestimmten Wollen-Könnens mit einem dämonischen Wollen-Wollen in die Wege geleitet, die zum Untergange unserer Freiheit in allen Schichten, auf welche der Begriff angewandt werden kann, geführt hat. So ist nichts nötiger geworden als eine rechte Besinnung über die Freiheit, die, wie die Dinge liegen, nur von jedem Einzelnen vorgenommen werden kann und vorgenommen werden muß. Besinnung? Der Begriff kann mißverständlich sein. Wir wollen im Folgenden von einem Buch sprechen, das sich „Philosophie der Freiheit“ nennt, wir würden es aber keineswegs in diesen Zusammenhang gebracht haben, wenn es uns dabei nur um eine literarische, wissenschaftliche oder auch „philosophische“ Besinnung oder Betrachtung über das Wesen oder die Erscheinungsformen oder gar um die „Problematik“ der Freiheit ginge. Alles so etwas wäre cura posterior gegenüber der ganz nahen und ganz dringenden Aufgabe, daß der Mensch, will heißen, daß möglichst viele Menschen von uns die Freiheit gewinnen oder wiedergewinnen (wobei das „wieder“ in gewisser Weise einen platonischen, den Weg über eine Metaphysik nehmenden Sinn hervorkehrt). Auch Philosophie dient im allgemeinen keineswegs ohne weiteres dazu, Freiheit zu gewinnen, so wenig wie eine uferlose „Freiheit des Geistes“ oder der Gedanken wirkliche und persönlich verwirklichte Freiheit zu bedeuten braucht. Dazu dient vielmehr nur das, was den Willen „befreit“, was echte und d. h. im wesentlichen moralische Willensfreiheit im Menschen induziert oder löst, wo sie vorher in Banden des Geistes oder der Natur, des Schicksals, der Gesellschaft, der Leidenschaften oder welcher Determinationen auch immer gelegen war. Sie muß gelebt, nicht gelehrt; vorgelebt nicht expliziert werden, die Freiheit; und sie kann dementsprechend auch nur lebendig, als tätige Verwirklichung, nicht reflexiv in Gestalt einer bloßen inexistentiellen „Erkenntnis“ nachvollzogen werden. Jeder Tag ist voller Freiheits-

ansprache; unser Gewissen ist ein einziger die Dramatik des Tages pausenlos begleitender und sollicitierender Souffleur unserer Freiheit, und jede Befolgung dieser Stimme offenbart nur jenseits von allem Streit über das Maß und die Natur unserer Willensfreiheit diese selbst als strahlendes Phänomen.

Soviel war vorauszusagen zu dem ausgezeichneten Werk des Münchner Philosophieprofessors Aloys Wenzl „Philosophie der Freiheit“ (München-Pasing, Filser, 1947), das nun in der Tat, wenn auch auf mittelbarem Wege jener wirklichen Befreiung nicht nur des Geistes, sondern des Willens, kurzum des ganzen lebendigen Menschen zu dienen vermag. Denn der Geist, die Philosophie, das Denken sprechen fürwahr, auch wenn sich in ihnen allein die Freiheit nicht vollzieht, mit mächtiger Stimme fördernd oder störend, vom „Himmel“ her erleuchtend oder aus dämonischen Tiefen verdunkelnd in die Freiheitsgewinnung oder -verhinderung des Menschen hinein. Sie sprechen dort hinein, wo der Mensch nun einmal angefangen hat „zu denken“, Anschauungen, Urteile oder Vorurteile, Direktiven, Prinzipien, Ideologien und was sonst immer für Neuerungen seines Willens zu bilden, und darüber in deren Dialektik mit sich selbst wie mit dem wahren, natürlichen Wesen der Freiheit gerät. Was man über Gott und Religion in ihrer Beziehung zur Philosophie gesagt hat, daß nämlich wenig Philosophie von ihr fort, viel wieder zu ihr hinführe, gilt auch für das Verhältnis der Philosophie zur Freiheit. Wir stehen heute in einem grandiosen Prozeß, sozusagen in einer Systole der Freiheit, die auf eine Diastole der Determination folgt. Die Freiheit ist ertdrutschartig in unser ganzes Weltbild bis hinunter in die Elementarsphäre der Mikrophysik (wo sie als „Unbestimmtheitsrelation“ auftritt) eingebrochen, hat über der Physik die Biologie (in Gestalt des modernen Entelechiegedankens), darüber hinaus die Psychologie und Anthropologie ergriffen und muß schließlich in einer komplexen, durch alle Schichten ziehenden „Philosophie der Freiheit“, die den Anschluß an die obere Welt, an Religion und Offenbarung herzustellen bemüht ist, ihre Krönung finden. Eine solche dem Determinismus in allen seinen Gestalten eine sachlich und begrifflich „zureichende“ Absage erteilende, Freiheitsphilosophie

als Ontologie und Metaphysik (noch nicht als „praktische“ Philosophie und Ethik, was der Verfasser einem zweiten Bande vorbehalten hat) stellt das Werk Wenzls dar, nach dessen Lektüre man sich in seinem geistigen Freiheitsbewußtsein auf allen großen Problemgebieten der Zeit von der Atomphysik, Relativitätstheorie und Kosmogonie bis zur Abstammungslehre, zur Psychologie und Menschenkunde entscheidend gefördert findet. Ein Ring hat sich in diesem Werk geschlossen, dessen Kurve noch über die große Freiheitsphase der Philosophie des deutschen Idealismus zurückreicht in die Epochen eines geschlossenen theozentrischen Weltbildes und Menschenbildes, andererseits aber, ohne im mindesten reaktionär zu sein, die kühnsten neuesten Entwicklungen und Ansätze des in die verschiedenen Disziplinen aufgeteilten Weltkens der Gegenwart, ja, man möchte oft sagen der Zukunft in deren spekulativen Erträgnissen umgreift. Die Welt ruht in allen Schichten weitgehend auf Freiheit, das ist das Ergebnis dieser Philosophie; ein Ergebnis, das zwar dem Menschen seine zentrale Aufgabe, Freiheit in sich persönlich zu verwirklichen, nicht abnimmt, aber doch insofern „erleichtert“, als es ihn aus seiner „Einsamkeit“ der Freiheit, aus der scheinbaren Unnatur seines freien Willens in einer bis in die neuere Zeit durchgehend determiniert gedachten Welt heraushebt und in Kommunikation mit dem Oberen wie dem Unteren, mit der Natur, mit der Seele, mit Gott bringt.

Joachim Günther

### „Ärgernis und Zuversicht“

Das unter diesem Titel erschienene Buch von Gert H. Theunissen empfehlen wir besonders den Lesern, die sich durch den Genuß der überreichlich importierten kandierte Süßfrüchte, besonders des französischen Existentialismus, den geistigen Magen verdorben zu haben glauben (Berlin, Minerva-Verlag). Dabei sind wir uns dessen wohl bewußt, daß die ausfranzösische Thematik des Buches gar nicht auf einen kritischen Waffengang mit jener geistigen Strömung abzielt. Wohl aber bedeutet es tatsächlich bereits im Ansatz eine produktive Überwindung jener Philosophie (die weniger eine „neue“ philosophische „Doktrin“ als vielmehr eine neue Haltung

zum Philosophieren fordert); produktiv ist jene Überwindung insofern, als ihr Blick auch das vom Existentialismus fixierte gorgonische Antlitz des menschlichen Daseins mitumfaßt und die ungeschmälerte Spannung seines tragischen Bewußtseins in sich aufnimmt, aber gleichzeitig den vom Existentialismus als illusionär abgelehnten oder nur abstrakt geforderten, die Existenz mit der Idee versöhnenden „Durchbruch“ zur Transzendenz“ wenn auch nicht selbst vollzieht, so doch als konkrete Möglichkeit und Notwendigkeit vor das geistige Auge rückt.

Die dissonanten Stellen in der Partitur der menschlichen Existenzproblematik sind dem Verfasser bestens bekannt; er empfindet sie mit einem feinnervig reagierenden Gefühlsorgan, transponiert sie aber mit unbestechlicher Härte in eine Tonart, in der sie zu Obliegenheiten des reinen Geistes werden, die Gefahr einer „Klagemauer-Philosophie“ mit unbeirrbarer Sicherheit vermeidend. Er kann das, weil er über hinlänglichen Halt und Sicherheit der Orientierung gewöhnende Voraussetzungen verfügt, mit denen sich nicht jeder wird identifizieren können. Es sind das die Voraussetzungen einer Geisteshaltung, wie sie in der philosophischen Publizistik katholisch-christlicher Prägung in einer Höhenlage entwickelt sind, die vorbildlich genannt werden darf. Innerhalb dieses Horizontes ist ein oberflächliches Denken — um uns einer kleinen Übertreibung schuldig zu machen — eigentlich ausgeschlossen: das den Menschen von Gott aus auslegende Denken besitzt gleichsam aus kategorialer Zwangsläufigkeit eine „natürliche“ Tiefe, die sich der „Optik“ eines jeden verbindet, der in aneignendem Verstehen die Grenzen seiner Person zu den Grenzen jenes Horizontes auszuweiten vermag. Aber eben dies will gekonnt und gelernt sein und ist nicht anders möglich, als daß man auch die „Leidenschaft zum Absoluten“ besitze. Und diese besitzt der Verfasser allerdings in einem Ausmaß, daß er als von ihr besessen bezeichnet werden darf.

Mit dieser Leidenschaft steht er als Arzt am Krankenbett des europäischen Menschen, mit einem ebenso extensiven ärztlichen Wissen wie intensiven ärztlichen Gewissen. Die Diagnose bewegt sich in einem heute schon als kanonisiert zu bezeichnenden Rahmen: seit dem Ausgang

des Mittelalters befindet sich der europäische Mensch — um mit Schelling zu sprechen — auf der Lias des Abfalls von Gott, den er vollzog, um sich selbst zu finden; und er fand sich in Einsamkeit ausgeliefert den metaphysischen Mächten und auf Schritt und Tritt überliefert einer uferlosen Lebensangst, die um so zerstörerischer in ihm west, als ein ihm festgefügt, menschlicher Orientierung dienbares Weltbild, wie es Antike und Mittelalter besaßen, bis auf unsere Tage vorenthalten ist. Der Auflösung des Menschen, der Ordnungen und der Werte ins rein Funktionelle konnte und kann in diesem „Hamlet-Zeitalter“ (denn die Gestalt Hamlets ist nach der tiefgründigen Deutung des Verfassers die „anthropologische Formel“ der Geschichte der Neuzeit) auch nicht gesteuert werden durch eine humanistische Naturalisierung (aus der vielmehr der europäische Nihilismus erwachsen ist). Dieses Hamlet- oder „Ich-Zeitalter“ dominiert in Kierkegaard. Die es erfüllende Not des Menschen stößt diesen auf die Wurzel seiner Existenz zurück, an der alle Menschen vor Gott gleich sind: hier erfaßt sich der Mensch als Wesen der Frage, als fragende Kreatur („es gibt keinen Menschen, der nicht fragt, also auch keinen, der sich nicht entscheidet“). Um die wurzelhafte „Frag-Würde“ des Menschen zentriert sich seine existentielle Landschaft von Freiheit und Schuld. Gleichzeitig aber begreift sich dort der Mensch als Geist, der allein die ganze Not erkennt und durch seine Heilkraft auch zu überwinden vermag: er allein vermag die Kraft des tragischen Bewußtseins zu einer rechten Hinordnung auf das Absolute, auf die Unendlichkeit Gottes zu mobilisieren und den Übergang vom Ich-Zeitalter in ein neues Zeitalter des Wir, den Übergang von der Anthropologie in eine Theologie zu vollziehen. Als deren erste Transfigurationen deutet der Verfasser einige „Gestalten von existentieller Durchschlagskraft“: T. E. Lawrence, James Joyce, Thomas Wolfe, Picasso und Barlach. Die Auslegung dieser Gestalten legt der Verfasser in Essays vor. Die eigenartige, aller Psychologie und Historie vorgelagerte, damit auch allem Psychologismus und Historismus entzogene „biographische“ Methode des Verfassers entwickelt aus der existentiellen Grundgleichung der jeweiligen Gestalt die ihr eigentümliche Weise der

Beantwortung der zentralen menschlichen Frage, der scheinbar so schlichten Frage, wie der menschliche Geist um der Wahrheit seines Existierens willen sich „auf das Du Gottes hin zu konkretisieren“ vermag. Wem das Buch nicht sollte Zuversicht vermitteln können, wird ein nicht nur „theoretisch“, sondern existentiell produktives Ärgernis an ihm finden dürfen, ein Ärgernis, das ihn in der Auseinandersetzung mit dem reichen Gedankengehalt in eine höhere Klarheit seiner selbst zu führen vermag.

Hans Kudsus

## Lebendige Antike

\* Karl Ludwig Skutsch macht uns in seiner im Insel-Verlag erschienenen „Dichterischen Weisung“ die hellenische Antike fast bestürzend lebendig. Hier ist keine sentimentale Flucht aus einer ungeistigen und uns alle belastenden Gegenwart in eine romantisierte Vergangenheit, hier schwinden Zeit und Raum und geschichtliche Entwicklung wie ein wesenloser Schein, und das ewig Griechische in dem Adel seiner Form, seiner herben Strenge, seiner verhaltenen Dämonie tritt uns mit plastischer Kraft entgegen.

Schon die „Dichterische Weisung“, die den ersten Teil des Bandes bildet, läßt erkennen, daß der Dichter die lyrische Kunst nicht sowohl als eine Aussage menschlicher Leiden und Freuden, sondern als eine Berufung zum hymnischen Schwunge im Sinne Pindars auffaßt, während in dem zweiten, „Antike Schale“ betitelten Teile, die Physiognomie des Hellenentums sichtbar wird und uns jene seltsame Mischung von dämonischer Glut und kühler Objektivität, jene Bewältigung des Chthonischen durch das Apollinische entgegentritt, die heute noch den unvergänglichen Reiz dieser Epoche bildet, in welcher der Mensch den Traum des Lebens am schönsten geträumt hat. Nur eines dieser durchweg dreistrophigen Gedichte sei hier aufgeführt, weil es zu den schönsten und charakteristischsten des gesamten Bandes gehört, der „Ephebe von Marathon“:

Noch nach Jahrtausenden, die er im Meer verschlafen durfte, steht so edler Sproß  
vergangenen Völkerglücks. Jahrtausend  
her  
tönt ihm das Liebesecho nach: KALOS.



Mit Kann' und Schale stand er einst als  
Schenk.  
Nun sind die Hände leer. Doch es  
verdrießt  
den Schönen nicht: denn seines Amts  
gedenk  
steht er noch immer träumerisch und  
gießt.

Gießt unermüdlich aus verlornem Krug  
in unsichtbare Schale lautlos ein,  
als schenke er an Jugend nicht genug,  
die mehr berauscht und seliger als Wein.

Das eben ist ja das Wesen des Hellenentums, daß der unsterbliche Jüngling der Welt lautlos aus seinem Krüge den Trank der ewigen Jugend einschenkt jener Jugend, die nach dem Ausspruch des ägyptischen Weisen das Kennzeichen des Hellenentums bildet, und jener aristokratischen Grundhaltung der Griechen, der Skutsch in den schönen Versen vom Olympia-Westgiebel einen so bezwingenden Ausdruck verliehen hat, indem er in das Gewirr der Lapithen und Kentaurer Apoll mit dem Schwert treten läßt „grausam, licht und groß“. Die Anmut des Epheben, die strahlende Härte Apolls, das ist griechisch, und wenn es uns in der Not der Gegenwart auch fern und fremd sein mag, hier sind Maßstäbe Wertungen, Gedichte, an denen sich die verwirte und proletarisierte Welt wieder aufrichten kann. Nicht jeder freilich, denn „unmöglich ist es, daß die Menge philosophiert“, hat schon Plato gesagt. Der Band bringt drei Hymnen, die den Geist Hölderlins atmen, womit nicht verglichen, sondern nur eine Andeutung gegeben werden soll, die 1940, in der Zeit des schlimmsten Chaos entstandene „Europäische Hymne“, die Einheit und Sieg des europäischen Geistes feiert, und die „Vaterländische Hymne“, die das schlummernde Vaterland als eine Geliebte preist.

Herbert Stegemann

## Geist des Heiligen Thomas von Aquino

Für die meisten ist es, in jeder Bedeutung des Worts, nicht leicht, Zugang zu dem Werk des großen mittelalterlichen und noch heute modernen Denkers zu finden. Um so verdienstlicher ist es, daß der westfälische Professor Josef Pieper ein aus den Werken des doc-

tor angelicus geschöpftes Brevier der Heilslehre zusammengestellt hat, unter dem die Erhabenheit des thomistischen Schauens andeutenden und von dem Heiligen selbst geprägten Wort „Das Auge des Adlers“ (München, Kösel). In mehr als einem halben Tausend nach ihren Quellen belegten und durch ein Sachregister auch fürs Nachschlagen erschlossenen Abschnitten empfängt der Leser, dank dem ebenso kundigen wie feinfühligem Herausgeber, ein Bild von der fruchtbaren, gotterfüllten und klaren Spekulation eines Menschheitslehrers. Sätze wie diese: „Der Anfang des Hinzutritts zu Gott ist der Glaube“, oder: „Es ist das letzte Ziel des ganzen Menschen, all seines Wirkens und seiner Sehnsüchte, zu erkennen das Urwahre, welches Gott ist“, helfen dem Suchenden weiter. Wie viel Dunkelheit wird erhellet, wenn uns gesagt wird: „Gott will weder, daß das Böse geschehe, noch will er, daß das Böse nicht geschehe; er will zulassen, daß das Böse geschehe. Und das ist ein Gut.“ Und welchen Trost können wir als einzelne wie als Volk aus Sätzen wie diesen gewinnen: „Jegliche Sünde kann in diesem Leben ausgelöscht werden durch wahre Reue“ und: „Ein jeglicher Akt der Liebe verdient das ewige Leben.“ — Aus Piepers eigenen Schriften ist schon während des Krieges das „Kleine Lesebuch von den Tugenden des menschlichen Herzens“ herausgebracht worden (ebenda). Es liegt jetzt um einige Stücke vermehrt neu erschienen vor und gibt einen Begriff von den umfassenden und mit dem Leben und seinen Schwierigkeiten eng verbundenen Studien des Verfassers, deren in Büchern niedergelegte Ergebnisse in absehbarer Zeit nicht zu haben sein werden. Auch in diesem Büchlein wird oft der Geist des großen Magisters der ungeteilten abendländischen Christenheit beschworen, und da es in der Hauptsache Fragen des praktischen Lebens aufwirft und beantwortet, möchte man wünschen, daß viele junge Leute es läsen. Manche der hier ausgesprochenen Mahnungen tut uns bitter not, so die: „Tapfer ist, wer sich durch die Furcht vor vorletzten und vergänglichen Übeln nicht dazu bringen läßt, die letzten und eigentlichen Güter aufzugeben und dadurch das letztlich und unbedingt Furchtbare auf sich zu nehmen.“ Wir haben in der Mehrzahl

vorgezogen, uns in Angst vor teuflischen Mächten zu beugen, statt nach Jesus Sirach zu leben und zu sterben: „Wer Gott fürchtet, wird vor nichts erzittern.“

## Literargeschichtliche Texte und Untersuchungen

In jeder Literaturgeschichte werden Albrecht von Hallers „Alpen“ gerühmt. Gelesen werden sie kaum noch, und von der die dichterische weit übertreffenden wissenschaftlichen Bedeutung des „Großen Haller“ ahnt der durchschnittlich Gebildete wenig. Ihm setzt Rüdiger Robert Beer in einem knappen und gründlichen Büchlein ein eindrucksvolles Denkmal (Säckingen, Hermann Stratz). Er schildert uns die internationale Bedeutung des Schweizer Arztes der zu den größten Zierden der Göttinger Universität gezählt hat und der in der Geschichte der europäischen Aufklärung einen besonderen Platz einnimmt, indem er sich noch als Christ in dem beginnenden Zeitalter des sogenannten gesunden Menschenverstandes fühlte und einen Kampf, der auch heute noch nicht beendet ist, in seinem Herzen und Gewissen durchfechten mußte, den Kampf zwischen Vernunft und Glauben.

Bei Pfeffer in Heidelberg hat Rudolf K. Goldschmit-Jentner Briefe an Goethe umsichtig gesammelt. Diese Dokumente, die Goethe aus allen Teilen der Welt, aus allen geistigen, sozialen und beruflichen Schichten empfangen hat, runden sich in ihrer Mannigfaltigkeit und Fülle auf besondere Art zu einem Bildnis Goethes. Wahrlich, „Eine Welt schreibt an Goethe“. Angehörige und Freunde, Fürsten und Staatsmänner, Dichter und Musiker, bildende Künstler und Schauspieler, Gelehrte und Frauen, Berühmte und Unbekannte aus allen Teilen der Welt, selbst aus Rußland und Amerika, vereinigen sich in Liebe, Bewunderung und Verehrung.

Über „Goethe und Friederike“ ist unendlich viel geschrieben worden, ohne daß allen Bemühungen gelehrter und ungelehrter Forscher zum Trotz eine auf Tatsachen gegründete geschichtliche Darstellung insbesondere auch des Lebens und des Charakters der Sesenheimer Pfarrerstochter gewonnen worden

wäre. Der Bonner Gelehrte Stephan Ley unternimmt den Versuch einer kritischen Schlußbetrachtung bei Ludwig Röhrscheidt in Bonn. Er wertet mit scharfer Vorsicht die Ergebnisse der bisherigen Forschung, stellt viele Irrtümer richtig und zieht das Ergebnis seiner sorgsamsten Untersuchungen. Danach hat Friederike nach Goethe noch in einem Verhältnis zu dem Dichter Lenz gestanden, was allgemein bekannt ist, und später zu dem Pfarrer Gambs; zu Ende der achtziger Jahre hat sie ein uneheliches Kind zur Welt gebracht, ein Ereignis, das in den Wirren der Zeit und infolge des Ansehens, dessen sich Friederike erfreute, vergessen worden sei. Ein lieb gewordenes Bild wird hier zerstört, und man wird mit dem Verfasser bedauern, daß das Sesenheimer Idyll von Goethe selbst durch die Nennung der Personen- und Ortsnamen aus dem Reich der Dichtung, wo es ewig und unangetastet leben wird, der historischen Forschung, auch der Schnüffelei preisgegeben worden ist.

Inge Köck hat bei Cotta in Stuttgart eine Auswahl aus Schillers Briefen zusammengestellt und durchgehend erläutert, so daß sich eine Art dokumentarischer Biographie des Dichters und Menschen ergibt.

Eine lehrreiche Blütenlese von Fehlurteilen der Kritik haben wir Rudolf K. Goldschmit-Jentner zu danken. Das Buch nennt sich ironisch „Der kluge Zeitgenosse“ (Heidelberg, Pfeffer). Man glaubt zunächst, es sei höchst amüsant, allein es bietet doch eine mehr nachdenkliche Lektüre, die den Glauben an Kritik schwer zu erschüttern vermag. Denn diese irrenden Zeitgenossen sind gescheite Leute gewesen, und in ihren Fehlurteilen steckt gewöhnlich ein Korn Wahrheit.

Virtuos tummelt wieder einmal das deutsche Dichterroß in allen Gangarten Sebastianus Segelfalter in seiner heiteren Stilgeschichte „Die Vögel der deutschen Dichter“ (Berlin-Grünwald, F. A. Herbig). Von Walter von der Vogelweide bis zu einem nationalsozialistischen Anonymus spannt sich der parodistische Bogen, und man wird aus dem Spott dieses Büchleins vielleicht mehr ästhetische Belehrung schöpfen als aus manchem grundgelehrten Wälzer.

Paul Weiglin



## Romane — Novellen

Romane und Novellen nennt Gino Hartlaub sein Buch „Anselm der Lehrling“ (Hamburg, Christian Wegner). Wenn Konfusion und Unklarheit phantastisch genannt werden dürfen, mag das richtig sein. Hartlaub meint es natürlich „surrealistisch“. Er will eine doppelte Wirklichkeit, die reale mit einer imaginären, ineinander verweben, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß er das mit einer großen Sprachkunst versucht. Aber man braucht kein Anwalt einer littérature engagée zu sein, um den luftleeren Raum, in den dieses Buch hineinprojiziert ist, unfruchtbar zu finden. Bei aller Neigung fürs Zwecklos-Schöne — zwecklos allein genügt nicht

Fein gerönt und zerbrechlich ziseliert, eingehüllt in resignierende Wehmut, meisterhaft und mit weltschmerzlerischem Generalbaß erzählt, ist Herbert Burgmüllers „Gang in den Herbst“ (München, Willi Weißmann). Müßige Menschen, keineswegs farblos gezeichnet, aber im Kern erloschen, von einer herbstlich-matten Unfruchtbarkeit und Unwesentlichkeit treiben mit schöner Gebärde auf dem Strom einer großen Sinnlosigkeit. Diese Erzählung erinnert an die kultivierte Gedämpftheit der Novellen Bindings und der Romane Carossas. Bezeichnenderweise wurde sie 1937 geschrieben

Bemerkenswert ungeschickt und versachtelt, schon was die Technik des Erzählens angeht, beginnt Maximilian Rosenbergs „Schwester Ludovica“ (Berlin, Oswald Arnold, 3,80 RM). Es ist hier viel von der medizinischen Wissenschaft die Rede. Solch spezielles Kolorit sollte immer konkret und aus einem sattelfesten Fachwissen heraus gegeben werden. Das Buch erweckt keine Teilnahme und nicht nur, weil es sich mühsam liest. — Klarer im Aufbau ist des gleichen Autors Geschichte „Der Mondwald“ (Berlin, Oswald Arnold, geb. 2,80 RM). Um so nebelhafter sind hier alle Positionen Dämonisch-irrational Gemeintes) aber nicht glaubhaft Gestaltetes) ist einer realistisch angelegten Fabel aufgesetzt. Einem Realismus von welcher Art aber auch! Da findet sich eine konstruierte Landschaft und eine Anja, beides à la

Hamsum, irgendwie nordisch, zeitlos, voller mythischer Aspekte. Nun ja, es gibt ja auch nur wenig literarisch reizvollen Stoff im Bereiche unserer unmittelbaren Erfahrung. Und es ist gewiß zu simpel, von einem Schriftsteller zu fordern, er solle zuerst einmal seine Absichten ordnen und eine bindende Perspektive wählen, bevor er schreibe.

Nicht ganz so bildkräftig, wie es Bergen gruen kann, aber doch im Sinne der „vollkommen sinnlichen Rede“ Goethes schrieb Georg von der Vring Erzählungen, die unter dem Titel „Die Umworbenen“ bei Piper u. Co., München, neu erscheinen (erste Auflage 1944). Gegen die Zusammenstellung der 23 Erzählungen ließe sich einwenden, daß zwischen der ersten, einem Kindheits-erlebnis aus Mexiko, und der letzten, der Schilderung eines Besuches, den Nikolaus Lenau bei Justinus Kerner macht, gar zu wenig Beziehung besteht.

Distanzierender, reflektierend ist der Stil von Armin Renkers „Kleiner Prosa“, bei Lambert Schneider, Heidelberg (6 RM) herausgegeben. Der Band sammelt verschiedenartige Arbeiten des Autors aus den Jahren 1911 bis 1945. Novelle, Erzählung, Legende, Fabel, Parabel, Märchen, Gleichnis, Bericht — alle diese Formen sind vertreten, mit allen werden formal interessante Experimente gemacht. Renker schreibt eine seriöse, anspruchsvolle Prosa.

Thilo Koch

## Die hungrigen Augen

Es ist seltsam, daß sich die Heimkehrergeschichten und Schilderungen von Schicksalsabschnitten aus dem Leben ihrer auf sie wartenden Angehörigen fast immer in ländlichen Bevölkerungskreisen abspielen. Ich hege die (hoffentlich nicht gerechtfertigte) Befürchtung, daß es sich hier noch um ein stehengebliebenes Rudiment aus der „Blut und Boden“-Epoche handelt. Warum läßt z. B. Hildegard Ahem, eine Frau, der niemand ihren dichterischen Rang abstreiten wird, ihre sonst ausgezeichnete Erzählung „Die hungrigen Augen“ (Berlin, Blauvalet) auf dem Dorf spielen? Fest steht jedenfalls, daß sich hier wieder einmal eine Autorin, die sowohl zur Wahrheit, als auch zur dichterischen Durchdringung unserer Zeit das Zeug hat, in die wenn



auch zeitnah verbrämte Idylle geflüchtet hat.

Das Beispiel dieser einfachen Frau, die im Krieg den Gefangenen half, weil sie in ihren hungrigen Augen immer die ihres eigenen Sohnes erblickte, und schließlich, nach langer, tapfer ertragener Wartezeit erfährt, daß er tot ist, und an seiner statt den annimmt, der ihr diese Nachricht gebracht hat — dieses Beispiel in die Ruinenlandschaft einer unserer Großstädte transponiert: es hätte noch stärker gewirkt.

## Der schwarze Engel

Ein Erstlingswerk. Aber ein gelungenes; fast möchte man sagen, ein gefährlich gelungenes. Gefährlich in doppelter Hinsicht: Einmal für die Verfasserin, Gertrud Dahlmann-Stolzenbach (München, Kurt Desch), selbst, der man versucht ist zu raten, nicht mehr solcher Bändchen zu schreiben, denn sie würden fraglos gegenüber diesem ersten verlieren; und zweitens gefährlich für die Nachahmer dieser hintergründig ironischen Wadtraum-Capriccios, die beim verständlichen Drang der jungen deutschen Autoren, sich irgendwo anzuhängen und mitziehen zu lassen, bestimmt nicht ausbleiben werden. Denn diese neun Geschichten sind ein einmaliger Wurf, etwas durchaus Eigenwilliges und Neues, heute Seltenes.

## Helden ohne Waffen

So nennt sich eine Reihe knapp gefaßter, klar und verständlich geschriebener Lebensabrisse großer Gelehrter, Forscher, Künstler, Politiker, Ärzte und Philosophen, in der *Horizont*-Verlag (Berlin) in der „Buchreihe für jedermann“ herausgibt (160 S.). Die Aufsätze sind ursprünglich in der Jugendzeitschrift „Horizont“ erschienen und so in besonderem Maße geeignet, junge Menschen mit dem Leben ihnen bislang unbekannter Großer vertraut zu machen und zu weiterer Beschäftigung mit ihnen anzuregen. Von den Verfassern seien genannt: O. E. H. Becker, Hans Schomburgk, Paul Weiglin, Herbert Roch, Elisabeth Langässer und Karla Höcker. Das empfehlenswerte Bändchen hat Taschenformat, ist geschmackvoll kartoniert und kostet, wie alle Bücher dieser Reihe, nur eine Mark.

Wolfdietrich Schnurre

## Vom Sinn der Arbeit

Eine Sinndeutung der menschlichen Arbeit aus christlicher Schau gibt Josef Haefner in seinem gehaltvollen und warmherzigen Büchlein „Fron oder Freiheit“ (Köln, Balduin Pick). Eine seelen- und glaubenslose Maschinenwelt hat den Menschen zum Material, seine Arbeit zur Marktware entwertet, nun geht es um die *Restitutio hominis vere humani*, um die Wiederherstellung des heiligen Menschenbildes. Die gottbezogene Auffassung der Arbeit sieht in jedem schöpferischen Wirken einen Teil des göttlichen Wirkens. „Nicht Dampf und Elektrizität, sondern Glaube und Liebe sind die stärksten Mächte der Welt.“

## Wahrheitssucher

In den vier gedankenreichen, nicht ganz leicht lesbaren Essays, die Hans Jürgen Baden unter dem Titel „Das Abenteuer der Wahrheit“ (Hamburg, Friedrich Wittig) veröffentlicht (Platon oder Eros und Welt; Pascal oder der Schriftsteller und die Wahrheit; Windelmann oder die griechische Sehnsucht; Oetinger oder die heilige Philosophie), geht es um das Problem der Wahrheit, nicht um die des Verstandes, sondern um die Wahrheit der Liebe, welche die schuldhaftige Entgegensetzung von Ich und Du zunichte macht und ihr Selbst in Gott verliert. Mehr als die Hälfte des Büchleins ist dem bedeutenden schwäbischen Theologen Friedrich Christoph Oetinger (1702 bis 1782) gewidmet, in dem wir einen gegen sich selbst unerbittlich aufrichtigen, tiefen Denker kennenlernen. Auch ihm ist der Schlüssel zu aller Wahrheit die selbstlose Liebe, in der Gott an die Stelle des Selbst tritt.

## Erziehung zur Ehrfurcht

Andere zur Ehrfurcht zu leiten, das vermag nur, wer selbst ein von reinem Frommsein erfüllter Mensch ist. Als ein solcher erweist sich Maria Schlüter-Hermkes in ihrem Büchlein „Erziehung zur Ehrfurcht“ (Düssel-



dorf, L. Schwann). In diesen vor Lehrern gehaltenen, so gehaltvollen wie sprachlich gepflegten Vorträgen ist viel reife Lebenserfahrung und Weisheit lebendig, ein zuversichtlicher Glaube an die objektiven ewigen Werte und der Wille, aus einem entgotteten, entseelten, technisierten und mechanisierten Leben zu neuer Beseelung und Verinnerlichung den Weg zu finden, der sich nur den von Herzen Frommen und Demütigen erschließt.

Emil Böhmer

## Um Deutschlands Zukunft

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat in Heft 5/6 des 70. Jahrganges seinen Leitaufsatz der Schrift „Um Deutschlands Zukunft“ von Hans Zbinden gewidmet. Der umfangreiche Aufsatz hat sich, wie wir aus zahlreichen Zuschriften ersehen haben, mit Erfolg bemüht, die „Gedanken eines Schwei-

zers“ in Deutschland zu verbreiten und ihnen zu einer tiefen und nachhaltigen Wirkung zu verhelfen. Die damals in einem schweizerischen Verlag erschienene Schrift konnten wir aus den bekannten und oft beklagten Gründen in Deutschland nicht selber lesen. Um so erfreulicher ist, daß nun dank dem Entgegenkommen des Artemis-Verlages in Zürich wie des Verfassers der Verlag Lambert Schneider in Heidelberg das Buch auch in Deutschland hat herausbringen können. Die 1947 erschienene Schrift hat an Bedeutung für unsere Gegenwart wie für unsere Zukunft nichts eingebüßt, und es ist zu hoffen, daß viele Deutsche in ihr Klärung, Trost und Ermutigung finden werden, denn hier wird unser Schicksal mit einer so klug und taktvoll abwägenden Gerechtigkeit betrachtet und gedeutet, wie sie uns selten zuteil wird.

D. R.

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Alfred Pabst, Güll, Kreis Gießen, 27. 3. 1903 Gießen — Dr. Ernst Schürch, Bern (Daten werden nachgetragen) — Prof. Dr. Rudolf Stadelmann, Tübingen, 23. 4. 1902 Adelmansfelden — Karl Rosner, Berlin — Carmen Kahn-Wallerstein, Basel — Dr. Hugo Hartung, Potsdam, 17. 9. 02 Netzschkau — Dr. Herbert Stegemann, Berlin — Dr. Jürgen Sydow, Dresden, 30. 4. 21 Dresden — Gerhard Prager, Stuttgart — Lore Mallachow, Leipzig, 4. 10. 1896 Leipzig — Wolfdietrich Schnurre, Berlin — Dr. Otto-Heinrich v. d. Gablentz, Berlin — Joachim Günther, Bayr. Eisenstein — Dr. Hans Kudszus, Berlin, 7. 7. 1901 Schleswig — Dr. Paul Weiglin, Berlin — Thilo Koch, Berlin, 20. 9. 1920 Halle — Emil Böhmer, Ravensburg

Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 17 der Britischen Militärregierung

Herstellung, Auslieferung und Anzeigenverwaltung: Verlag Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Gutenbergstraße 3. Fernruf: 39 36 35. Verlagslizenz: CB 15 B

Bestellungen: bei den Postanstalten, jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlag Albert Nauck & Co. Bln.-Charlottenburg 2

Bezugspreis: vierteljährlich 6,— RM, zuzüglich ortsübl. Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen. Einzelheft 2,— RM

Anzeigenpreise: lt. Preisliste Nr. I/1946

Zahlungen: Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Postscheckkonto Berlin 521 80; Bezirksbank Berlin-Tiergarten, Konto 72 12; Deutsche Bank, Filiale Hannover, Konto 494 37; Postscheckkonto Hannover 176 06; Bayerische Vereinsbank Nürnberg, Konto 117 95; Bezirkssparkasse Waldsbut / Baden

Erscheint: monatlich

Schriftleitung: Berlin - Charlottenburg 9,

Mecklenburgallee 22; Fernruf: 97 93 94

Nachdruck: Nur mit vorheriger Zustimmung der Schriftleitung gestattet; Übersetzungsrechte vorbehalten

Manuskripte: unverlangte, werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt